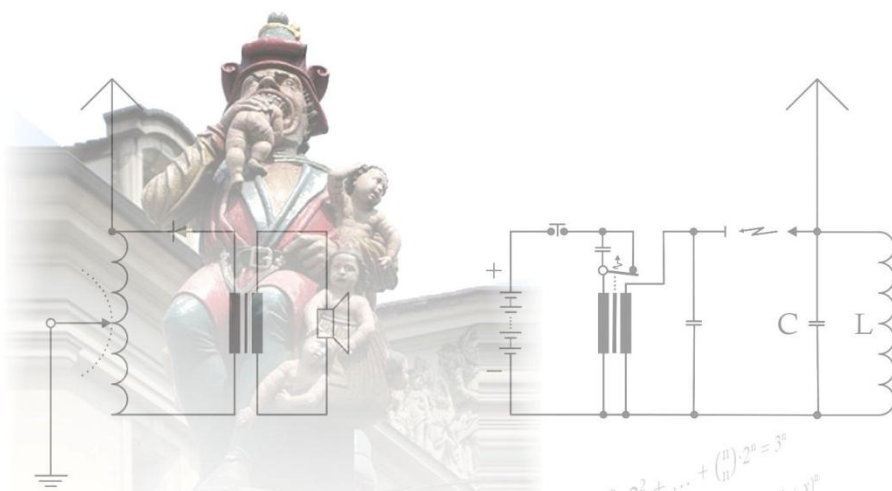




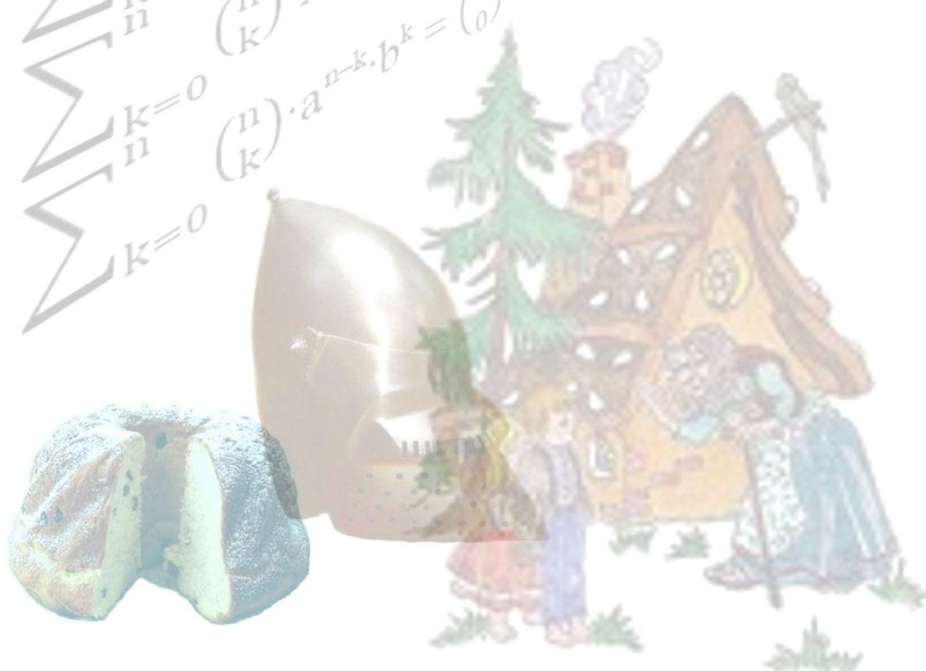
PUER INEDULIS

Henry T. Perigee

$$\sum_{k=0}^n \binom{n}{k} \cdot 2^k = \binom{n}{0} + \binom{n}{1} \cdot 2 + \binom{n}{2} \cdot 2^2 + \dots + \binom{n}{n} \cdot 2^n = 3^n$$

$$\sum_{k=0}^n \binom{n}{k} \cdot x^k = \binom{n}{0} + \binom{n}{1} \cdot x + \binom{n}{2} \cdot x^2 + \dots + \binom{n}{n} \cdot x^n = (1+x)^n$$

$$\sum_{k=0}^n \binom{n}{k} \cdot a^{n-k} \cdot b^k = \binom{n}{0} \cdot a^n + \binom{n}{1} \cdot a^{n-1} \cdot b + \binom{n}{2} \cdot a^{n-2} \cdot b^2 + \dots + \binom{n}{n} \cdot b^n = (a+b)^n$$



Vorwort

Ich bin zwar nicht der Verfasser dieses Taschenbuchs der Pädophagie, wie der geneigte Leser weiter unten erfahren wird. Dennoch erachte ich es als notwendig, einige Bemerkungen vorausszuschicken.

Zunächst will ich mich an die Kinder wenden, die ich eigentlich nicht unter den Lesern wissen möchte: Ihr ungezogenen Jungs und Mädels, ihr ausgekochten Bengel und Gören, ihr seht doch wohl ein, dass es sich hier um ein rein wissenschaftliches Buch handelt und nicht um eine Lektüre für euch! Das zeigt schon das Wort Pädophagie, das ihr mit Pädagogik in Verbindung bringen könntet, wenn ihr wüsstet, was das ist. Dort geht es darum, ein Kind (Altgriechisch: pais) zu einem höheren Zustand zu führen (Altgriechisch: agein). Ähnlich verhält es sich in der Pädophagie, wo ein Kind auch auf eine bestimmte Weise geformt wird (Altgriechisch: phagein). Mehr kann ich dazu nicht sagen. Aber ihr könnt euch sicher vorstellen, dass es ein todlangweiliges Buch ist, wenn auch zugegebenermaßen einige Ereignisse darin rätselhaft erscheinen und für mich im jetzigen Zeitpunkt unerklärlich sind.

Meine Beschäftigung mit diesem Thema war zunächst nur beruflicher Natur, bevor ich durch besondere Umstände damit auch privat in Berührung kam. In unserer Vertriebsgesellschaft stellen wir nämlich täglich frische Ware in zwei Ausführungen bereit, die wir H und G nennen. Wir beliefern damit unsere verwöhnte Kundschaft, erhalten aber hie und da ungerechtfertigte Beschwerden, weil einige, vor allem ältere Personen damit nicht zurechtkommen. Dabei ist das Modell H mit geeigneter Ernährung leicht zu beeinflussen. Das Modell G ist jedoch etwas zickig und bisweilen sogar recht durchtrieben. Übrigens, wenn ihr euch einmal bei uns umsehen wollt, seid ihr willkommen! Bei eurem Besuch kriegt ihr ganz umsonst einen schmackhaften Lebkuchen geschenkt. Sagt einfach zu Hause, dass ihr eine Weile wegbleiben werdet. Nach ein paar Tagen wird euch sicher niemand mehr vermissen.

Und nun noch ein Wort an die erwachsenen Leser, besonders unsere geschätzten Kunden: Wir sind oft entsetzt über den leichtfertigen Umgang mit unseren Artikeln. Bitte lassen Sie immer die nötige Vorsicht walten! Gehen Sie behutsam vor und vermeiden Sie öffentliches Aufsehen! Es geht

nicht an, dass zum Beispiel Lehrer Harald seinen Schüler Philipp im unten abgebildeten Zustand nach Hause entlässt. Verständlich, dass dort der Schreck groß ist. Dabei gäbe es weit weniger auffällige Körperstellen.



Leider habe ich es oben versäumt, die Kinder nochmals darauf hinzuweisen, dass sie von dieser Seite an nicht mehr weiterlesen dürfen. Also gehorcht endlich und legt das Buch weg, sonst werde ich ernstlich böse!

Zum Thema Ernährung möchte ich übrigens auch noch eine Empfehlung abgeben: Kinder, lasst euch nichts vorschreiben! Esst ruhig, was das Herz und der Bauch begehren. Hamburger und Pommes sind eine ausgezeichnete Nahrung. Esst davon, soviel und sooft ihr mögt, dazu Süßigkeiten in beliebigen Mengen. Stopft das Zeug in euch hinein, zum Frühstück, in den Pausen, am Mittag, einfach immer, wenn ihr könnt. Solche Dinge wie Früchte, Salat und Gemüse sind nichts für euch. Ihr braucht überhaupt nicht auf die Linie zu achten. Wenn die Kleider nicht mehr passen oder wenn ihr im Turnen schlapp macht, ist das nicht weiter schlimm. Sobald einmal alle so rund sind wie ihr, gehört ihr wieder zu den besten. Sagt das nur euren Eltern! Es gibt Länder, wo es schick ist, dick zu sein, weil es zeigt, dass man reich genug ist, um sich nicht bewegen zu müssen. Sicher wollen eure Eltern auch gut angesehen sein. Mit solch dicken Kindern wird sich jeder nach ihnen umdrehen. Und unsere Kundschaft wird sich über euren guten Geschmack, ja, eure Schmachhaftigkeit freuen.

Nun komme ich zur eigentlichen Einleitung: Vor etwa einem Jahr begab sich der Verantwortliche für die Materialbeschaffung in unserer Firma, wir nennen ihn den Catcher, wieder einmal zu einem Gebäude in der Nähe, um frische Ware zu besorgen. Einem zehnjährigen Mädchen namens Sara erzählte er von jungen Kätzchen. Einem zwölfjährigen Jungen, er hieß Mustafa, sagte er, bei ihm daheim sei etwas vorgefallen; er müsse ihn

sofort mit dem Wagen nach Hause fahren. Die dreizehnjährige Judith erwischte er, als er sie durch das offene Autofenster nach einer Straße fragte, und der fünfzehnjährige Thomas stieg freiwillig ein, da er ihm ein heißes Video zum Anschauen versprach. In der Firma wurden sie dann gesäubert, gewogen, schmuck hergerichtet und gleichentags an einen gepflegten Herrn mittleren Alters ausgeliefert, der außerhalb unserer Ortschaft ziemlich abgelegen in einem von hohen Hecken umgebenen herrschaftlichen Landhaus wohnte. Von diesem Tag an verlor sich ihre Spur und wir hörten in der Firma nichts mehr von ihnen, bis ich vor genau einem Monat telefonisch zum Landhaus gerufen wurde. Zu meiner Überraschung trat mir eine junge Frau entgegen, stellte sich als Cornelia Raffhof vor, und sagte, sie sei kürzlich in das Haus eingezogen, das zuvor von ihrem Onkel und einer Haushälterin bewohnt gewesen, aber einige Wochen leer gestanden sei, und habe beim Aufräumen diesen dicken Umschlag mit Zeitungsausschnitten, handschriftlichen Notizen und einem Schein gefunden, der den Namen unserer Gesellschaft trage, aus dem sie aber nicht klug werde. Vielleicht könne ich ihr sagen, was da für Dinge aufgelistet seien. Die einzelnen Positionen waren, wie bei uns üblich, nur mit Typ H oder G und dem Gewicht aufgeführt und ich vermied es, ihr die Bedeutung zu erklären, obwohl ich mich sehr gut an die Lieferung erinnern konnte. Stattdessen sagte ich, ich würde im Geschäft in den Unterlagen nachsehen und gelegentlich zurückrufen. Das habe ich seither jedoch nicht getan, denn die Notizen erwiesen sich als Aufzeichnungen aus der Hand eines jugendlichen Schreibers oder einer Schreiberin. Wie sich bald zeigte, war es die oben erwähnte Judith, die sie geführt hatte. Ich habe mich entschlossen, sie für eine auf Feinheiten spezialisierte Leserschaft wiederzugeben. Eigentlich nennt man das eine Rahmenerzählung. Dabei ist es nur ein müder Trick, mit dem der Autor verschleiert, dass er die ganze Geschichte selber erfunden hat. Da ich mich jedoch mit Judith nicht identifizieren kann – sie ist wirklich extrem zickig – verzichte ich auf die sonst übliche Ich-Form, sondern erzähle ihren Bericht mit meinen eigenen Worten nach. Allerdings habe ich wiederum das ungute Gefühl von vorhin, dass neugierige Leute zugucken, die das nichts angeht: Kinder, zum letzten Mal, schließt dieses Buch, macht eure Hausaufgaben und geht schlafen!

Inhalt

Vorwort	1
1. Der goldene Käfig	7
2. Die fast ideale Stadt	17
3. Die fast ideale Schule	27
4. Das Fest der dunklen Macht	37
5. Der Freistaat	46
6. Die Wandlung	64
7. Der Kampf	74
8. Der Aufbruch	84
9. Der Weg zurück	94
10. Das Wiedersehen	104
Nachwort	114
Sachregister	115
Zusammenfassung	116

Kapitel 1

Der goldene Käfig

Als Judith am Morgen des 13. Septembers erwachte, hielt sie die Augen zunächst noch geschlossen und versuchte sich an den Vortag zu erinnern. Sie sah sich undeutlich die Treppe beim Schulhaus am Rosenberg heruntersteigen und einige Schritte die Straße entlang gehen. Da stand ein knallrotes Auto. Die Fahrertür war leicht geöffnet und der Fahrer hatte die Scheibe heruntergedreht. Er winkte sie herbei und fragte sie etwas, aber da wurde ihr auch schon schlecht und danach war jede Erinnerung weg. Auch jetzt brummte ihr noch der Kopf und einige wirre Gedanken kreisten darin mit Wörtern wie Partydroge, Liquid Ecstasy und so weiter. Sie wusste, dass man ein Getränk nie aus den Augen lassen und am besten verschließen sollte. Auch war sie erst ein einziges Mal an einer Klassenparty gewesen. Das hatte ihr nicht besonders gefallen. Die Jungs waren mit ihren Alkopops hergekommen, hatten sich volllaufen lassen, blöde Witze erzählt, gegrölt und das urkomisch gefunden. Leider hatten auch einige Mädchen mitgemacht, wohl um bei den Jungs beliebt zu sein. Sie hatte sich vorgenommen selbst einmal eine Party zu organisieren und zwar bei ihren Eltern zu Hause. Da müssten alle gekleidet sein wie bei einem Fest bei Hof, es gäbe ausgesuchte Fruchtsäfte wie Mango, Maracuja, Litschi, Limetten und zur Belustigung viele Spiele. Sie könnten draußen sackhüpfen wie die Kleinen oder Wurf- und Fangspiele machen, drinnen das Kutscherspiel oder den Tanz um die leeren Stühle, wo immer ein Stuhl entfernt wird und der Mitspieler ausscheidet, der keinen zum Sitzen findet, wenn die Musik stoppt. Und bei alledem müsste man sich so benehmen, als sei man ein Mitglied der königlichen Familie. Sie war sicher, das würde allen Spaß machen, sogar den Jungs, die sonst nur dumme Einfälle hatten.

Diese Gedanken schob sie wieder beiseite, denn sie hatte ja nichts Verdächtiges getrunken, also musste sie anders betäubt worden sein, vielleicht mit Äther. Abgesehen von einem leichten Schwindel fühlte sie sich aber gesund und öffnete die Augen. Was sie schon geahnt und an der seltsamen Stille und ungewohnten Kühle und Weite des Raumes verspürt hatte, war Wirklichkeit: Sie befand sich nicht zu Hause. Der Raum, in dem sie lag, enthielt ein Bett, eine Kommode, einen Schrank, ein Büchergestell,

einen Tisch, zwei Stühle, eine Deckenlampe, einen Teppich, einen Radiator und ein einziges Fenster, das außen mit Gitterstäben gesichert war. Die Möbel, die Tapete und der Teppich hatten ein altmodisches Aussehen, so, wie man sich ein Haus aus dem vorigen Jahrhundert vorstellt. Alles roch auch entsprechend, sogar sie selbst. Als sie sich erhob, bemerkte sie noch eine schmale Tür zu einer Toilette mit einem Waschbecken, aber ohne Dusche. Die Zimmertür war verriegelt und ihr Versuch, sie zu öffnen, misslang auch nach mehrmaligem Rütteln. Es bestand kein Zweifel: Sie war hier gefangen. Noch im Pyjama ging sie zum Fenster. Dieses ließ sich zwar öffnen, aber durch die Gitterstäbe erblickte sie nur eine hohe Buchenhecke im Abstand einiger Meter. Ihr Zimmer lag im Erdgeschoß eines recht großen Hauses. Aufmerksam lauschte sie nach Geräuschen aus der Umgebung, konnte außer dem Gurren der Tauben und dem fernen Straßenlärm jedoch nichts ausmachen.

Judith war keine ängstliche Person. Deshalb sorgte sie sich auch nicht besonders, sondern dachte, sie werde es schon irgendwie schaffen, hier herauszukommen. Zunächst musste sie sich anziehen. Dann knurrte auch der Magen ein wenig und danach wollte sie sich genauer im Zimmer umsehen. Bei den Kleidern erlebte sie eine weitere Überraschung: Ihre Sachen waren weg. Stattdessen fand sie im Schrank hellblaue Unterwäsche mit einem viel zu knappen Spaghettitop, einen kurzen, grauen Sweatrock und eine graue Sweatjacke mit schwarzen Streifen und Kapuze. Die Jacke ging ja noch und ließ sich schließen, aber der Rock war peinlich kurz und reichte nicht einmal bis an die Knie. Dazu gehörten schwarze Leinestiefel mit roten Schnürsenkeln – auch nicht gerade ihr Lieblingsmodell. Außerdem roch alles nach einem großmütterlichen Parfüm, kurz: Der Tag begann eher ärgerlich.

Kaum war sie mit Waschen und Anziehen fertig, als im Flur schlurfende Schritte zu hören waren. Neben der Tür ging eine Klappe herunter und ein Tablett wurde hereingeschoben. Das sah nun allerdings lecker aus: Spiegeleier auf Speck, Würstchen, kleine Blätterteigtaschen mit verschiedenen Füllungen, Pudding mit Schlagsahne, Zimtschnecken und heiße Schokolade. Ob das auch alles gesund war? (Dumme Gans! Hättest du erst dieses Buch gelesen, dann wüsstest du, wie gesund das ist!) Vorsichtig fasste sie eine Teigtasche an, steckte sie in den Mund – mmmh, nicht schlecht! – und musste sich gleich das viele Fett von den Fingern abwischen. Danach aß sie Rührei, Pudding ohne Sahne und eine halbe Zimtschnecke, trank Schokolade und wünschte sich noch ein gutes Stück Vollkornbrot und einen Apfel. Aber das blieb ein Wunsch.

Heute war Freitag. Eigentlich würde sie jetzt die Zähne putzen, die Schulsachen bereitlegen, die Mieze streicheln und sich von der Familie verabschieden. Ihr jüngerer Bruder war erst acht und müsste später gehen, Vater wäre schon unterwegs, Mutter wie üblich in der Küche und würde das Frühstücksgeschirr spülen. Schade, dass sie kein Handy besaß, dann hätte sie anrufen und auf ihre Lage aufmerksam machen können. Aber wahrscheinlich hätte man ihr das bereits weggenommen. So blieb ihr nichts anderes übrig, als zum Waschbecken zu gehen und nach einer Zahnbürste zu suchen. Gerne hätte sie auch ihr Gesicht mit einer Lotion gereinigt und die paar lästigen Pickel abgedeckt. Dazu war jedoch nichts vorhanden. Zu dumm, doch im Augenblick musste sie sich ja wohl nicht draußen zeigen! Kaum war sie mit dem Zähneputzen fertig, als sich die Klappe neben der Tür wieder öffnete und eine magere, weibliche Hand anzeigte, sie solle das Tablett hineinschieben. Das tat sie, erhielt es aber sogleich zurück mit einer Handbewegung, die bedeutete, sie müsse alles aufessen. Auf ihre Widerrede, das könne sie nicht, wo sie überhaupt sei und sie müsse jetzt zur Schule, erhielt sie keine Antwort. Die alte Frau, bei der es sich wohl um die Köchin oder Haushälterin handelte, schien sie nicht zu verstehen. Vielleicht war sie taub – ein Umstand, der Judith einen Vorteil verschaffen könnte. Sie nahm sich vor, das mit einer Finte zu prüfen, die sie sich noch ausdenken wollte. Inzwischen war die Frau zu einer weiteren Klappe am Ende des Flurs gegangen, denn Judith vernahm eine helle Stimme und undeutliche Worte, die in ihr den Verdacht weckten, sie sei nicht allein in dieser misslichen Situation. Zuerst musste sie jetzt das Essen verschwinden lassen. Das schmerzte zwar, denn zu Hause war es üblich, dass alles aufgegessen wurde, wenn nicht beim ersten Mal, dann bei einer späteren Mahlzeit. Aber hier musste sie die leckeren Speisen halt das Klosett hinunterspülen. Schade! Dann stellte sie einen Stuhl vor das geöffnete Fenster, setzte sich drauf, schaute hinaus und dachte gleichzeitig nach. Wenn es in diesem Haus noch andere gefangenen Kinder geben sollte, wäre es hilfreich, mit ihnen in Verbindung treten zu können, zum Beispiel durch Klopfzeichen. Dass die Insassen in alten Gefängnissen dazu die Wasserleitungen benutzten, hatte sie schon einmal irgendwo gelesen. Welche Zeichen könnte man denn zur Wiedergabe der Buchstaben verwenden? Da gab es doch das Zeichenalphabet eines gewissen Samuel Morse. Darin wurden die Buchstaben durch Punkte und Striche ersetzt, zum Beispiel der Notruf SOS durch Punkt, Punkt, Punkt, Pause, Strich, Strich, Strich, Pause, Punkt, Punkt, Punkt. So konnten Funker in Schiffen oder Flugzeugen einander mit Hilfe von kurzen und langen Tönen Mel-

dungen zusenden. Aber erstens kannte sie dieses Alphabet nicht und zweitens war es zum Klopfen nicht geeignet, denn wie sollte man einen Strich klopfen? Vielleicht durch zwei rasche Schläge? Nach langem Nachdenken – inzwischen war die Haushälterin gekommen, hatte befriedigt das leere Tablett entgegengenommen und ein anderes mit Süßigkeiten und Limonade hereingereicht – fiel ihr ein System ein, bei dem man die fünfundzwanzig Buchstaben fortlaufend in ein Quadrat mit sechs mal sechs Feldern schreibt und die Zeilen und Spalten mit Zahlen von eins bis fünf nummeriert. Nachdem sie in der Tischschublade Papier und Bleistift gefunden hatte, zeichnete sie folgendes Schema auf:

	1	2	3	4	5
1	A	B	C	D	E
2	F	G	H	I	K
3	L	M	N	O	P
4	Q	R	S	T	U
5	V	W	X	Y	Z

Damit konnte man jeden Buchstaben kodieren, indem man ein Zahlenpaar klopfte und zwar zuerst die Zahl links in der Zeile, in welcher der Buchstabe stand, und danach die Zahl oben in der zugehörigen Spalte. Ihr Name Judith lautete also: J = I = 24, U = 45, D = 14, I = 24, T = 44, H = 23. Klopfen würde sie das so: Zwei Schläge, kurze Pause, vier Schläge, lange Pause, vier Schläge, kurze Pause, fünf Schläge, lange Pause und so weiter. Für den Anfang gedachte sie SOS zu klopfen, also 43 34 43, und hoffte, die anderen seien so klug, daraus ihr System ableiten zu können. Wenn das nicht auf Anhieb klappen sollte, würde sie der Reihe nach alle fünfundzwanzig Buchstaben senden und das Ganze mehrmals wiederholen. Dann wäre es auch wichtig, zu wissen, dass außer der Haushälterin niemand von den Entführern im Haus war. Deshalb blieb sie weiter am Fenster und beobachtete, ob jemand das Haus verließ. Das war tatsächlich nach etwa zwanzig Minuten der Fall, als ein gut gekleideter Mann mittleren Alters aus einer für sie nicht sichtbaren Tür trat und durch ein Tor in der Hecke verschwand. Kurz danach hörte sie ein Auto wegfahren. Den ganzen Vormittag über regte sich nichts mehr und so durfte sie annehmen, dass sich sonst niemand im Haus befand, der ihre Pläne durchkreuzen konnte. Einzig die Haushälterin musste noch auf die Probe gestellt werden. Das ge-

lang ihr am Mittag, als wieder eine überreichliche Mahlzeit am gewohnten Ort erschien. Judith zog das Tablett zu sich, ergriff das Trinkglas, ohne dass die Haushälterin es sah, und ließ es zu Boden fallen, sodass es mit lautem Klirren zersprang. Die Haushälterin schlurfte weg, ohne eine Reaktion zu zeigen. Also war sie tatsächlich gehörlos und Judith begann sich zu überlegen, welche Nachricht sie an ihre Leidensgefährten senden wollte. Zuerst wischte sie jedoch die Scherben weg und warf sie in den Abfalleimer in der Toilette. Danach kam sie endlich dazu, sich weiter im Zimmer umzusehen, wie sie es bereits am Morgen geplant hatte. Dass die Kommode leer war, hatte sie schon vorher festgestellt. Im Schrank war auch nichts anderes, als was sie angezogen hatte. Demnach blieb nur noch das Büchergestell übrig. Da stand ein kleiner Fernseher mit einem Fach für Videokassetten. Dann gab es eine Reihe von Büchern: Die Rote Zora und ihre Bande, viele Bücher von Astrid Lindgren und Federica de Cesco, Harry Potter, Herr der Ringe, Bis (Biss) zum Morgengrauen, zur Mittagsstunde und zum Abendrot, Tintenherz, -blut und -tod und so weiter – diese kannte sie schon fast alle –, dazu Bücher über Satanismus und Vampirismus, von denen sie noch nie etwas gehört hatte, und leider auch einige ganz unanständige, die sie keinesfalls öffnen würde. Ähnlich sah die Sammlung der Videos aus. Auch hier gab es einige Bänder, bei denen schon der Titel zeigte, dass es sich um Pornographie handelte. Judith war nicht prude erzogen worden. Ihre Eltern hatten sich bemüht ihr alles zu erklären, was sie über Sexualität wissen musste. Schon als ihr kleiner Bruder noch im Bauch der Mutter war, sie war damals fünf, erzählte ihr die Mutter auf einfache Weise, wie ein Kind gezeugt wird, wie es wächst, wie es zur Welt kommt, was es trinkt und welche Pflege es braucht. Und als das Baby dann da war, konnte sie stets dabei sein und bemerkte natürlich auch, dass ein Junge anders aussieht als ein Mädchen. Später lernte sie die Funktionen der Körperteile kennen und schließlich traten an ihr selbst Veränderungen auf, mit denen sie sich wohl oder übel befassen musste und die nicht nur angenehm waren. Eigentlich gab es nichts, über das sie nicht Bescheid wusste. Gerade deshalb konnte sie nicht verstehen, weshalb manche ihrer Klassenkameradinnen Gefallen an dem blöden Geschwätz der Jungs fanden und damit anfangen, sich auf die gleiche Weise zu unterhalten. Selbstverständlich gab es auch anständige Jungs. Die waren vielleicht weniger aufregend und machten nicht jedes Mädchen an. Dafür konnte man normal mit ihnen sprechen und musste nicht fürchten begrabscht zu werden.

Nach diesen Gedanken fiel ihr ein, dass sie nicht mehr viel Zeit für ihr Vorhaben hatte, denn am morgigen Samstag würde der Hausherr wohl daheim bleiben und sie hätte keine Gelegenheit, eine Nachricht an die Mitgefangenen zu schicken. Deshalb musste sie jetzt handeln. Sie holte die WC-Bürste, zog einen Stuhl zum Heizungskörper, nahm ihr Schema zur Hand und begann mit kräftigen Schlägen auf das Wasserrohr zu klopfen: eins, zwei, drei, vier, kleine Pause, eins, zwei, drei, große Pause, eins, zwei, drei, kleine Pause, eins, zwei, drei, vier, große Pause, eins, zwei, drei, vier, kleine Pause, eins, zwei, drei, fertig. Danach klopfte sie das ganze Alphabet, wartete fünf Minuten und wiederholte alles. Als nach einer halben Stunde keine Antwort gekommen war, begann sie nochmals von vorn. Inzwischen war es vier Uhr geworden. Eben hatte die Haushälterin wieder ein Servierbrett mit Schokoladenmuffins, Karamellplätzchen, Vanillecreme, Sahne und warmem Tee gebracht, als im Zimmer deutlich hörbare Schläge ertönten. Judith rannte zum Tisch, um sich die Zeichen zu notieren. Zuerst kamen etwa zehn Schläge ohne Pause, das sollte wohl die Ankündigung einer Depesche sein – wirklich gescheit! Dann folgten die Zahlengruppen 24 13 23 23 15 24 43 43 15 32 45 43 44 11 21 11. Judith entzifferte sofort den Text: ICH HEISSE MUSTAFA. Freilich kannte sie diesen Jungen, er war eine Klasse unter ihr und hatte offensichtlich einen hellen Kopf. Aber da es schon recht spät am Nachmittag war und der Boss – Herr mochte sie ihn nicht mehr nennen – bald zurück sein würde, signalisierte sie an Mustafa: STOPP BIS MONTAG. Den Rest des Abends verbrachte sie mit Lesen. Als das Abendbrot kam, ärgerte sie sich wieder über die ungesunde Kost: Keine Früchte, kein Salat, kein Gemüse, dafür Käse, Wurst, Majonäse, Hörnchen, Butter, Konfitüre und Eistee. Sie aß etwas Käse und ein Hörnchen. Dazu trank sie Wasser. Den Rest der Mahlzeit entsorgte sie mit schwerem Herzen. Was war denn der Zweck dieser kalorienreichen Nahrung? Sollte sie etwa gar gemästet werden? (Kluges Kind, du gehst mir langsam auf die Nerven! Warum kannst du nicht so sein wie die andern und essen, was auf den Tisch kommt? Es gelüstet dich doch auch! Du solltest mal den Thomas sehen, wie der alles verschlingt, was ihm serviert wird!)

In dieser Nacht schlief sie schlecht. Sie dachte dauernd an zu Hause und überlegte sich, wie sie und Mustafa ausbrechen könnten. Wenn sie das Wochenende hier verbringen müsste, wäre das entsetzlich langweilig. Nicht einmal telegrafieren wäre möglich. In der Nacht oder vielleicht erst gegen Morgen träumte sie von einem großen Haus mit endlosen Gängen und riesigen Sälen. Überall stand feinstes Essen: Hähnchenflügel, Frika-

dellen, Schrimps, Krevetten, Sushi, Ofenkartoffeln, Risotto, in Streifen geschnittenes rohes Gemüse mit den allerbesten Dipsoßen, Blatt- und Feldsalat, Gurken- und Tomatensalat, dazu Früchte aller Art. Die Säle waren voller Menschen; alle lachten, tanzten, schmiegen sich aneinander oder wirbelten umher. Begierig wandte sie sich den Köstlichkeiten zu, aber sobald sie etwas anfasste, ertönte lautes Gelächter. Die Leute in ihrer Nähe zeigten mit den Fingern auf sie, spotteten und drängten sie weg. Als sie erwachte, dachte sie über den Traum nach. Sicher gab es viele Menschen, auch Jugendliche, die sich unvernünftig ernährten. Deswegen spotteten sie die anderen doch nicht aus! Aber wie war es mit Zigaretten, Haschisch, Alkohol und mit der geistigen Nahrung aus Büchern, Filmen und Videos? War da nicht ein großer Druck, Aufregendes, Überdrehtes, Leichtfertiges, Unmoralisches, Gewalttätiges zu konsumieren? Fühlte sie sich nicht manchmal ausgeschlossen, weil sie das nicht tat und ihren eigenen Weg ging?

Unvermittelt wurde sie aus ihren Gedanken aufgeschreckt. Früher als sonst öffnete sich die Klappe und ein Paar Handschellen wurden hereingereicht. Eine forsche Männerstimme sagte: „Zieh das an, dann kannst du raus!“ Instinktiv und ohne zu wissen warum, steckte Judith ihren Zettel mit der Kodiertabelle ein, zog die Handschellen an, die Hände vorn, auf dem Rücken hätte sie es nicht geschafft, und wartete, bis sich die Tür öffnete. Draußen stand der Boss, den sie schon gestern kurz erblickt hatte. Er hielt einen Stock in der Hand und dirigierte sie ans Ende des Flurs und dann eine Treppe hinunter in einen Raum, wo eine Waage stand. Vor dem Eintreten gelang es ihr, einen Blick durch eine Tür zu werfen, hinter der nochmals eine Treppe nach weiter unten führte. Das musste ein tiefer Keller sein, so etwas hatte sie noch nie gesehen. Nun hieß sie der Boss auf die Waage stehen – es war eine moderne, digitale Säulenwaage – und notierte ihr Gewicht. Während er das tat, schob Judith unbemerkt das zusammengefaltete Blatt unter das Anzeigepult der Waage und fragte unschuldig: „Was soll das eigentlich? Wozu halten Sie uns fest?“ Der Boss lachte giftig und sagte: „Das ist ein wissenschaftlicher Versuch. Iss nur brav weiter, du wirst schon sehen!“ Dann wurde sie wieder nach oben geführt und musste den Samstag und auch den Sonntag mit den gewohnten Mahlzeiten in ihrem Zimmer verbringen. Die Zeit nutzte sie zum Lesen und Schreiben. Dazu sah sie sich ein paar Videos an. Außerdem heckte sie einen Plan aus, den sie am Montag umsetzen wollte, sobald der Boss das Haus verlassen hätte. Inzwischen war ihr klar geworden, dass sie tatsäch-

lich hier war, um gemästet zu werden, und dass sich das Wägen am nächsten Samstag wahrscheinlich wiederholen würde.

Kaum war der Boss am Montag aus dem Haus verschwunden, setzte sie sich wieder an den Radiator und klopfte etwa zehn Mal auf das Leitungsröhr. Danach telegrafierte sie: HIER JUDITH ACHT C MUSTAFA ANTWORTEN. Kurz darauf kam die Antwort: HIER MUSTAFA SIEBEN A. Dann dauerte es eine halbe Minute und es folgte: HIER SARA FUENF B. Stille. Nach zwei Minuten ertönte: HIER MUSTAFA UNTEN IST NOCH WER. Keine Reaktion. Nach fünf Minuten klopfte endlich jemand: 32 42 13 12 51 = MRCBV. Was sollte das wohl bedeuten? Nach weiteren fünf Minuten kam: 34 43 34 41 24 51 32 41 42 51 55 11 32 13 51 33 54 23. Das war übersetzt: OSOQIVMQRVZAMCVNYH. 34 43 34 kam ihr irgendwie bekannt vor. Das sollte wohl 43 34 43 = SOS heißen. Ach so! Der Absender verwechselte Zeilen und Spalten. Gleich hatte sie das erste Wort: HILFE. Und die Antwort, sicher von Mustafa: SOS DREH DIE ZAHLEN UM. Dann dauerte es nochmals fünf Minuten bis zur jetzt entzifferbaren Nachricht: HIER THOMAS ZEHN D. Eigentlich war das eine Superidee, in ihrem Quadrat ein zusätzliches Hindernis einzubauen, auch wenn Thomas nicht absichtlich darauf gekommen war. Zum Beispiel konnte man ja das Alphabet mit C beginnen und am Ende die Buchstaben A und B anfügen. Das würde dann so aussehen:

	1	2	3	4	5
1	C	D	E	F	G
2	H	I	K	L	M
3	N	O	P	Q	R
4	S	T	U	V	W
5	X	Y	Z	A	B

Dann sollte das Schlüsselwort SOS, hier 41 32 41, einem Empfänger helfen, das Alphabet in seinem Schema in der neuen Reihenfolge hinzuschreiben. Sogar ein einziger Buchstabe würde als Schlüssel genügend, aber SOS war keine schlechte Lösung. Vor allem konnte man das Alphabet so auch in einer anderen Reihenfolge verwenden, was die Chiffriermöglichkeiten vergrößerte. Leider war Mathe nicht ihr Lieblingsfach und darum beschloss sie die Idee nicht weiter zu verfolgen. Eigentlich hatte sie ja

auch recht, denn dieses einfache Chiffrierverfahren konnte von jedermann leicht geknackt werden, sobald er das System verstand.

Als Nächstes mussten sie sich nun gemeinsam überlegen, wie sie entkommen konnten. Schon am Nachmittag traf die erste Anweisung von Sara ein. Offensichtlich war diese entschlossen bei der Flucht die Führung zu übernehmen. Judith stellte fest, dass Sara die Tür mit der Treppe im Keller ebenfalls bemerkt hatte und ihren Plan darauf ausrichtete. Sie gab Thomas den Auftrag, am nächsten Samstag die Handschellen nicht anzulegen, sondern sich hinter der Tür zu verstecken. Sobald der Boss ins Zimmer getreten sei und sich einige Meter von der Tür entfernt habe, solle er möglichst lautlos hinausrennen, die Tür zuschließen und den Schlüssel mitnehmen. Dann solle er ans Ende des Flurs laufen und nach Mustafa rufen. Dieser solle auf seine Tür schlagen und zurückrufen. Sobald Mustafa frei sei, würden beide ins Erdgeschoß steigen und dort auf die gleiche Weise Judith hinten und sie selbst vorn im Flur befreien. Dann würden alle nach unten gehen und versuchen über die Treppe im Keller zu fliehen. Judith war mit Sara einverstanden, dass es nutzlos wäre, einen Weg nach außen zu suchen. Die Hecke war nicht zu überwinden und das Tor sicher geschlossen. Auch wussten sie nicht, welche Tür aus dem Flur führte, und wenn alle geschlossen wären, würden sie viel Zeit damit verlieren, die richtige zu finden. Sie mussten ja annehmen, dass der Boss die Zimmertür aufbrechen konnte.

Die Woche verlief im Übrigen ereignislos. Sie benutzten die Heizwasserleitung nur noch, um einander Mut zu machen. Es wäre unklug gewesen, ein unnötiges Risiko einzugehen. Zum Glück verflogen die Tage schnell. Alle waren aufs Äußerste gespannt, ob ihr Plan gelingen würde, und keines wollte einen Fehler machen. Sie gingen in Gedanken noch und noch den Ablauf durch und übten die Bewegungen wie ein Sportler vor der Ausführung eines schwierigen Sprungs oder einer Skiabfahrt. Am Montagmorgen war die Spannung fast zum Zerreißen. Judith wurde wieder als erste aus dem Zimmer geholt und spielte alles brav mit. Danach war Sara dran und anschließend Mustafa. Diese Reihenfolge war ideal, denn so schöpfte der Boss keinen Verdacht. Jetzt kam der entscheidende Augenblick. Alles ging blitzschnell. Thomas benötigte keine zwanzig Sekunden, um Mustafa herauszuholen. Dann rannten beide ins Erdgeschoß und befreiten zuerst Sara und danach Judith. Sara hätte es zwar umgekehrt gewollt, aber das spielte überhaupt keine Rolle. Der ganze Spuk dauerte etwa neunzig Sekunden. Dann waren alle bei der Treppe im Keller. Zum Glück befand sich oben ein Lichtschalter und – oh Wunder! – der Gang wurde hell erleuchtet. Er

schien sehr lang zu sein, denn ein Ende war nicht zu sehen. Die vier liefen, bis sie ganz außer Atem waren. Nach etwa einem Kilometer kam wieder eine Treppe nach oben. Voll Erwartung stiegen sie hoch und gelangten durch eine offene Tür mitten ins Getümmel einer belebten Straße.

Kapitel 2

Die fast ideale Stadt

Sara, Mustafa, Judith und Thomas schauten sich ungläubig an. Wo waren sie hingeraten? Augenscheinlich befanden sie sich in einer unbekannten Stadt. Auf dem Gehsteig gingen Leute an ihnen vorüber, manche mit Einkaufstaschen, andere bummelnd und schwatzend. Kein Mensch nahm von ihnen Notiz. Die Häuser an der Straße waren nicht besonders hoch, höchstens zwei bis drei Stockwerke, und auch nicht aneinander gebaut. Überall gab es Vorgärten und Bäume. Die Straße selbst war breit mit einem von Büschen umsäumten Streifen in der Mitte. Darin verlief ein Bahngleis. Eben fuhr fast lautlos eine Straßenbahn vorüber und hielt in einiger Entfernung an. Die Wagen waren Extraklasse, elegant, mit großen Fenstern und bequem zum Ein- und Aussteigen. Auf der Straße verkehrten keine lärmigen Autos, nur Elektrofahrzeuge und Fahrräder.

„Wo sind wir bloß?“, wagte Mustafa endlich zu fragen. „Wollen wir nicht noch ein Stück gehen? Vielleicht finden wir es heraus!“, schlug Sara vor. Dabei langten sie gerade vor einem Supermarkt an und Judith sagte: „Kommt doch mal kurz gucken!“ Am Samstagmorgen gab es auch hier nicht allzu viel Kundschaft und so konnten sie sich in Ruhe umsehen. „Endlich wieder Früchte und Gemüse, endlich Jogurt und dunkles Brot!“, freute sich Judith. (Die eigensinnige Dame will um jeden Preis ungenießbar werden! Wie willst du da die Reifeprüfung bestehen?) „Wir haben ja noch gar nicht gefrühstückt“, fiel es Thomas ein. „Ich könnte eine Pizza vertragen!“. Aber leider hatten sie kein Geld. Mustafa beobachtete inzwischen die Leute. Einige hatten ihre Wagen gefüllt und begaben sich zur Kasse. Dort legten sie ihre Waren wie üblich auf das Band, die Kassiererin scannte die Etiketten ein und hinterher legten sie alles wieder in den Einkaufswagen. Kein Geldbeutel wurde gezogen, keine Kreditkarte eingesehen – einfach so! „Schaut mal her!“, sagte Mustafa. „Ich glaube, da braucht man kein Geld.“ Nachdem sie eine Weile zugeschaut hatten, nahmen sie allen Mut zusammen, holten einen Wagen und begannen hineinzulegen, was ihnen schmecken würde. Sie taten das mit einiger Bescheidenheit, denn sie wollten keinesfalls auffallen. Und tatsächlich: Die Kassiererin begrüßte sie freundlich, erfasste die Artikel und sagte: „Hoffentlich schmeckts!“ Und ließ sie einfach gehen. „Wo sind wir bloß?“, fragte Musta-

fa wieder. Sie marschierten ein paar Schritte zu einer Bank, setzten sich hin und aßen genüsslich und voll Erwartung. „Könnt ihr euch vorstellen, dass man hier alles umsonst kriegt?“, überlegte Judith. „Dann kann man vielleicht auch umsonst mit der Straßenbahn fahren“, mutmaßte Thomas. So war es. An der Haltestelle gab es keine Fahrkarten zu kaufen und sie gelangten ohne Kontrolle bis ins Zentrum. Das dauerte jedoch nur knappe zehn Minuten. Während der Fahrt konnten sie sich einen guten Überblick verschaffen. Die Stadt – oder besser das Städtchen – war ringsum von einer hohen Mauer umgeben. Nirgends war ein Durchgang oder Tor zu erblicken. Einzig an einer Stelle war die Mauer unterbrochen. Dort befand sich ein kleiner Hafen mit Ausflugsbooten. Dahinter erstreckte sich ein ordentlich großer See. Dieser war von schroffen Felsen eingerahmt, die gewissermaßen die Fortsetzung der Stadtmauer bildeten. Trotzdem musste die Stadt einen Zugang haben, denn von irgendwoher kamen ja die Waren herein. An der Hauptstation war nun endlich der Name zu lesen: Edelstadt. Natürlich hatten sie den Ort schon von außerhalb gesehen. Bei gelegentlichen Ausflügen von zu Hause waren sie bis an die Mauer gekommen und dann hatten die Eltern gesagt: „Da kann man nicht hinein!“ Nun waren sie drinnen. Während sie so vor dem Eingang standen, stieg eine dumpfe Ahnung in ihnen auf, dass sie von einem kleinen Gefängnis in ein größeres gelangt seien. Aber immerhin konnten sie sich frei bewegen und fürs erste auch selber für sich sorgen. Inzwischen war wieder eine Straßenbahn angekommen. Einige Jugendliche stiegen aus und gingen weiter. Schon waren sie fast vorbei, als sich ein Junge umdrehte und rief: „Ihr seid wohl neu hier?“ Da hielten auch die andern inne und kamen neugierig her. „So ist es“, antwortete Thomas und stellte sich und seine Begleitung vor. Hingegen vermied er zu sagen, woher sie kamen. Vorsicht war auch hier die Mutter der Porzellankiste. Die andern hießen Marcel, Samira, Jessica und Udo und waren etwa im gleichen Alter. „Habt ihr euch in der Schule schon angemeldet?“, fragte Marcel weiter. „Nein, wir wussten nicht, dass man das tun muss“, sagte Thomas arglos. Das stimmte auch, denn sie waren ja erst seit Kurzem da. „Also hört mal, wo wollt ihr denn sonst schlafen?“, bemerkte Marcel mit leichtem Erstaunen. Das Erstaunen war aber auf ihrer Seite, denn seit wann pflegen Schüler in der Schule zu wohnen? Hier schien das üblich zu sein. Das musste sich aber um ein riesiges Internat handeln. „Bloß etwa sechshundert Schüler“, antwortete Marcel auf Judiths Frage. „Die jüngeren wohnen noch zu Hause. Erst mit zehn tritt man ins Internat ein. Also kommt; wir zeigen euch, wo das ist!“ Nach einem kurzen Fußmarsch kamen sie zu einer breiten Trep-

pe, stiegen auf einen Vorplatz hinauf und gelangten durch ein imposantes Portal in eine weite, helle Halle. Neuerliches Staunen! Da gab es Sitzplätze wie in einem Garten, Grünflächen mit Büschen, felsige Hügelchen mit plätschernden Wasserrinnsalen und vor allem eine Menge Vögel: Wellensittiche, die meisten zweifarbig, Nymphensittiche und Zebrafinken, die frei in der Halle hin und her schwirrten und lebhaft zwitscherten. Marcel führte sie zu einem Durchgang, der an einen Flughafen erinnerte. In einer gläsernen Kabine saß eine Dame. Sie blickte auf einen Bildschirm und danach auf die Gesichter. Anscheinend wurden die Ankömmlinge von einer Kamera erfasst und mit Hilfe einer Bilddatenbank identifiziert. Zuerst passierten Marcel, Jessica, Samira und Udo. Danach sagte die Frau am Schalter ohne besondere Betonung und ohne aufzublicken: „Ah, ihr seid die neuen!“ Und zu Thomas: „Stell dich vor die Wand und schau zu mir her! Wie heißt du?“ Damit war Thomas registriert und erhielt einen Zettel mit einer Nummer. Das gleiche geschah mit Judith und beim nächsten sagte sie bloß: „Dann bist du wohl Mustafa!“ Auch Saras Namen kannte sie. Es schien, als hätte man sie bereits erwartet. „In Ordnung, von jetzt an könnt ihr eintreten, auch wenn niemand am Schalter ist!“, erklärte Marcel, während sich die Tür zu einem Flur automatisch öffnete. „Übrigens, die Nummer, die ihr gekriegt habt, ist eure Zimmernummer. Auch da erkennt euch die Überwachungskamera, wenn ihr hineinblickt. Dasselbe gilt für alle übrigen Türen, sogar bei den Klosetts. Und ihr könnt keinen Raum betreten, für den ihr nicht die Erlaubnis habt oder der schon besetzt ist.“ Dann zeigte Marcel ihnen die ganze Schulanlage: die Wohngebäude, die Mensa, den Sportplatz, die Turnhalle – sie war riesig und umfasste drei nebeneinander liegende Volleyballfelder –, das Bürohaus und schließlich die Schule mit den Klassenzimmern und Spezialräumen. Dazu gab es Sprachlabors, Räume für Informatik, Theater, Tanz, Musik, bildnerisches Gestalten und so weiter, aber auch solche für eine soziale, kaufmännische, handwerkliche oder technische Ausbildung. „Da staunt ihr, was?“, fragte Marcel. „Bei uns gehen alle zur Schule, bis sie achtzehn sind. Mit vierzehn wird man für eine bestimmte Berufsausbildung ausgewählt. Die Einteilung richtet sich nach den Fähigkeiten des Einzelnen und den Bedürfnissen der Wirtschaft und wird durch ein Computerprogramm vorgenommen. Dabei kann jedes seine Wünsche anbringen und ein Abtausch ist in engen Grenzen möglich. Aber im Allgemeinen sind wir mit den Entscheidungen zufrieden. Nach dem Schulaustritt besucht etwa ein Drittel unsere kleine Universität und die anderen erhalten die vorgesehene Arbeitsstelle. Auch da ist ein späterer Wechsel im gegenseitigen Einverständnis mög-

lich. Die Arbeitszeit beträgt für alle dreißig Stunden die Woche. Lohn gibt es keinen, dafür kriegt man ohne Bezahlung alles, was man benötigt oder haben will, auch die Wohnung. Je nach Größe der Familie hat man Anspruch auf eine bestimmte Anzahl Zimmer. Damit eine Familie nicht bei jedem neuen Kind umziehen muss, kann man schon im Voraus erklären, man gedenke zwei, drei oder vier Kinder zu haben, und erhält entsprechende Vorschläge. Die Berechtigung wird alle fünf Jahre überprüft und nötigenfalls ist dann ein Umzug fällig.“ Eigentlich wollte Thomas noch fragen, ob alle mit diesen Freiheiten umgehen könnten oder ob es auch welche gebe, die dem Konsumrausch verfallen seien, dachte dann aber, es sei wohl so wie überall in der Gesellschaft. Zudem hätten Süchtige hier eher die Möglichkeit, Hilfe zu erhalten, da das Gemeinschaftsgefühl sicher stärker entwickelt sei.

Heute war Samstag. Die meisten Schüler waren nach Hause gegangen, um das Wochenende dort zu verbringen. Für alle, die sich angemeldet hatten, war die Mensa aber geöffnet, und auch mit den Neuankömmlingen hatte man offenbar gerechnet, denn sie konnten ungehindert eintreten und sich ein Mittagessen besorgen. Das war nun wirklich gesund zusammengestellt und deshalb nicht ganz nach Thomas' Geschmack. Es gab Salzkartoffeln, Broccoli, gekochte Eier mit Käsesoße und grünen Salat, dazu zum Nachtisch rohe Apfelcreme und eine kleine Waffel. Dazu konnte man Mineralwasser, Apfel- oder Orangensaft trinken. Zum Essen saßen alle acht am selben Tisch und unterhielten sich darüber, wie sie den Nachmittag verbringen wollten. Marcel würde sie verlassen, da er noch ein Fußballspiel zu bestreiten hatte und rechtzeitig zum Aufwärmen auf dem Platz sein musste, Udo hatte vor, nach Hause zu fahren. Seine Mutter war krank und konnte nicht kochen. Deshalb war er zur Mahlzeit zurück zur Schule gekommen. Jessica und Samira wollten bleiben und mit den Neuen etwas unternehmen. Thomas fühlte sich in der Umgebung so vieler Mädchen etwas überfordert, aber schließlich war er ja anpassungsfähig. Gemeinsam einigten sie sich darauf, ins Kino zu gehen und danach ein Eis zu essen. Dann würden sie einen Spaziergang zum See unternehmen – zum Baden war es im September schon zu kalt – und um neun Uhr abends müssten sie in den Zimmern sein.

In Edelstadt gab es nur ein Kino. Die Nachmittagsvorstellung der neuesten Folge der Chroniken von Narnia würde um fünfzehn Uhr beginnen. Es war klug, die Eintrittskarten im Voraus abzuholen, denn es tummelten sich schon viele junge Leute ums Kino. Selbstverständlich kosteten die Karten nichts. Judith fand noch Zeit, einige Kosmetikartikel zu besorgen. Den

Kleiderkauf verschob sie auf Montag, obwohl sie im Zimmer wahrscheinlich keine Kleider zum Anziehen vorfinden würde. Die anderen entschlossen sich es ihr gleichzutun. Das Wort „Kauf“ benutzte sie aus lauter Angewohnheit, wohl wissend, dass sie dafür kein Geld brauchte. Nachdem sich alle an ihre Plätze begeben hatten, folgten wie üblich Werbespots und ein kurzer Vorfilm. Dieser zeigte Bilder zur Einstimmung auf Halloween, obwohl das Fest noch fast sechs Wochen entfernt war, mit Aufnahmen von koboldartigen Wesen, die einen sehr lebendigen Ausdruck hatten. Die Technik der Animation war allerdings inzwischen so weit entwickelt, dass Realität und Virtualität kaum mehr zu unterscheiden waren. Seltsam am Vorfilm war jedoch der Hinweis, dass dies das Fest der dunklen Macht sei und mit einer feierlichen Weihungszeremonie geschlossen werde. In Edelstadt schien es eine besondere Bedeutung zu haben.

Nach dem Kino gingen sie zu einer Eisdielen und tauschten ihre Eindrücke aus. Mustafa fand den Film etwas überladen mit Kampfszenen und allegorischen Anspielungen. Auch den Gedanken, durch den Tod aus einer Schattenwelt in eine echte Welt zu gelangen, hielt er für abwegig. „Wir leben doch in einer richtigen Welt und alles, was wir tun, geschieht wirklich und lässt sich nicht einfach auslöschen“, war sein kluger, aber wenig kindlicher Einwand. Danach schlenderten sie zum Bootshafen. Am Kai setzten sie sich auf eine Brüstung, ließen die Füße baumeln und blickten in den See hinaus. „Wollt ihr morgen einen Ausflug machen? Wir könnten mit dem Schiff zur Insel fahren“, schlug Jessica vor. „Die Fahrt auf dem See macht Spaß und auf der Insel gibt es tolle Plätze und viele Attraktionen.“ Der Vorschlag fand Anklang. Die Einzelheiten würden sie beim Morgenessen besprechen.

Den Heimweg unternahmen sie ebenfalls zu Fuß. Das gab Gelegenheit, das Städtchen besser kennen zu lernen. Unterwegs aßen sie noch einen Kebab, marschierten zum Internat, traten wie vorausgesagt durch die sich lautlos öffnende Tür ein und begaben sich zu ihren Zimmern. Dort angekommen konnten sie es nicht unterlassen, einander gegenseitig ihre Räume zu zeigen, die sich in der Ausstattung nicht unterschieden, wohl aber in den Farben und der Anordnung. In jedem Zimmer gab es ein bequemes, niedriges Bett mit einer nordischen Decke, einen Fauteuil, einen Schreibtisch mit Lampe, Laptop und Drehstuhl, einen Schrank und ein Wandgestell für Bücher und Nippsachen. Hier hatte der Waschraum eine Dusche. Alles sah elegant und eigentlich wie in einem Hotelzimmer aus. Was fehlte, war ein Telefonapparat, und der Laptop besaß zwar einen Internetanschluss, aber man konnte keine E-Mails lesen oder schreiben, wie Thomas

sogleich herausfand. Mit einem Drehschalter an der Wand ließ sich die Wärme oder Kälte regulieren, mit einem zweiten das Licht und bei einem dritten erklang sanfte Musik in gedämpfter Lautstärke. Anscheinend wollte die Leitung des Internats keine laute Rockmusik in den Räumen. Darüber waren die Kinder zwar etwas enttäuscht, aber Thomas tröstete sie damit, dass sie ja aus dem Internet Songs herunterladen und am Laptop hören oder sich am Montag einen Discman mit CDs oder einen iPod besorgen könnten. Wenigstens waren ein Wecker, Toilettenutensilien und ein passendes Pyjama vorhanden. So konnten sich alle, zwar müde, aber doch zufrieden über die verbesserte Situation zu Bett legen. Bei Mustafa und den Mädchen war auch ein leichtes Gefühl von Heimweh vorhanden, das sich nach fast zehn Tagen Abwesenheit von zu Hause einstellte. Thomas war da schon weniger anfällig.

Das Frühstück war werktags auf halb acht festgelegt. Normalerweise würde um acht der Unterricht beginnen. Am Sonntag war es eine Stunde später. Deshalb reichte es, um acht aufzustehen, zu duschen, sich anzuziehen und zur Mensa zu gehen. Zum Hafen nahmen sie diesmal die Straßenbahn. Das Wetter war gut, die Sonne schien schon kräftig und die dünnen Jacken boten genügend Schutz gegen den leichten Wind, der über die zackigen Gipfel in das Seebecken wehte. Am Kai drängten sich die Menschen in das bereitstehende Schiff. Vor allem die Plätze auf dem Oberdeck waren im Nu besetzt. Wenig später ertönte das Schiffshorn und das Boot glitt gemächlich in das fast glatte, nur von leichtem Gekräusel bewegte Wasser hinaus. Jessica erklärte den Neuen die Umgebung, zeigte auf den kleinen, künstlichen Badestrand und wies darauf hin, dass es außer auf der Insel, die sie ansteuern würden, keine weiteren Anlegestellen am See gab. Das Schiff fuhr eine Weile dem Seeufer entlang und sie konnten dann und wann Höhlen und Stufen in den Felsen erkennen. Einige reichten bis ans Wasser und es schien, dass dort, entgegen der Aussage von Jessica, durchaus ein kleines Boot anlegen könnte. Jessica erzählte weiter: „Als ich klein war, drohten mir meine Eltern immer, in den Höhlen hausten Kobolde. Wenn ich nicht gehorsam sei, würden sie mich holen und auffressen.“ Thomas fragte, wozu denn die Treppen seien. „Man erzählt sich, früher sei in den Felsen nach Gold gegraben worden und die Bergleute hätten die Höhlen und Treppen angelegt.“ Ob es denn keine Möglichkeit gebe, das Ufer zu betreten und sich umzusehen, wollte Thomas weiter wissen. „Das ist verboten“, antwortete Jessica. „Vor vielen Jahren hat sich ein Unfall ereignet. Einige Kinder sind damals verschwunden, das heißt, vermutlich ertrunken. Danach haben die Behörden das Betreten untersagt.“

Nach einer halben Stunde Fahrt, die ringsum durch den See führte, legte das Schiff bei der Insel an und die Gäste strömten an Land. Jessica steuerte sogleich auf die Achterbahn los und erklärte mit technischem Fachwissen, dass die Wagen hier aus hundertzwanzig Meter Höhe in die Tiefe donnerten und sich dabei einmal um die Längsachse drehten. Unten werde man mit vierfacher negativer Erdbeschleunigung zusammengequetscht und einige Male sei man für Sekundenbruchteile schwerelos. Zunächst starrten sie die Wagen an und versuchten zu erhaschen, wie sich die Insassen fühlten. Gekreische war kaum zu hören, dazu reichte die Fahrzeit nicht. Als sie dann am Ausgang die Passagiere tief atmend, aber munter die Bahn verlassen sahen, schwand die Furcht. Gemeinsam bestiegen sie die Wagen, immer zu zweit in einer Reihe, schnallten sich fest und ließen die Tortur mutig über sich ergehen. Nach der Achterbahnfahrt warteten noch eine Schiffsschaukel, ein recht zahmer Wildbach, eine Geisterbahn und verschiedene kleinere Attraktionen auf sie. Dazwischen konnten sie sich ausruhen oder eine Wand hochklettern, Ball spielen, mit dem Lasergewehr in einer Bude auf Puppen und Gegenstände schießen oder mit einer speziellen Brille einen dreidimensionalen Film anschauen. Als sie auch den Hunger an einem der unzähligen Imbissstände gestillt hatten und bis zur Rückfahrt eine gute Stunde verblieb, meinte Samira, sie könnten noch in eine Gruft steigen, die sich von den meisten Besuchern unbemerkt etwas abseits hinter einem kleinen Hügel verbarg. Das wäre ganz schön gruselig. Gemeinsam kletterten sie die Stufen einer zerfallenen Treppe hinunter und duckten sich, um durch den niedrigen Eingang schreiten zu können. Im Halbdunkel war ein Raum mit zwei Ausgängen erkennbar. Jessica und Samira wandten sich nach links, die übrigen mit Sara voran nach rechts. Kaum hatte Saras Gruppe ein weiteres, kleines Abteil betreten, als sich die Tür hinter ihnen schloss. In der völligen Dunkelheit war nun wirklich nichts mehr auszumachen. Halb ärgerlich rief Thomas: „Heda, macht auf, wir sehen nichts!“ Statt der Türöffnung hinter ihnen erhellte sich vor ihnen eine Drehtür in der Mauer. Fahles Licht drang ein und eine sattsam bekannte Stimme rief: „Kommt nur, ihr Würstchen, das Spiel ist aus!“ Dazu war das Plätschern des Sees zu hören. Der Durchgang musste direkt zu einem verborgenen Ankerplatz führen, wo wahrscheinlich ein Boot bereitlag. Das war nun wirklich eine schlimme Überraschung! Sara stieß kurz die Drehtür an und versuchte sie zurückzuziehen. Das ging aber nicht. Dann winkte sie die andern von der Öffnung weg. Gemeinsam kauerten sie nieder und berieten mit leiser Stimme, was zu tun sei. „Herein kann er nicht!“, war das einhellige Urteil. „Aber wie kommen wir raus?“

fragte Thomas. „Sicher nicht in Richtung See. Dann sind wir verloren!“, befand Mustafa. Judith schlug vor einfach zu warten. Wahrscheinlich hatte der Boss mit Hilfe einer Art Fernbedienung die Tür geschlossen, da er sich ja auf der gegenüberliegenden Seite befand. Jessica und Samira würden sie suchen, die verschlossene Tür bemerken und Hilfe holen. Das schien allen das Vernünftigste zu sein. So setzten sie sich hin und schwiegen. Der Boss zündete mit einer Lampe in den Raum, konnte sie aber nicht sehen. Er fluchte und schrie: „Ihr Dummköpfe, kommt endlich raus!“ Und als sich nichts regte: „Ich kann auch bleiben, wenn ihr unbedingt versauern wollt!“ Nach ein paar Minuten entfernte er sich, wahrscheinlich, um beim Boot zu warten. Nun bemerkten sie auch ein Seil, das oben an der Tür befestigt war und durch ein Loch in der Mauer lief. Damit hatte der Boss die Tür von innen zuschnappen lassen.

Die Minuten verstrichen unerträglich langsam. Dann und wann schien an der Tür ein Geräusch hörbar zu sein, aber sicher waren sie nicht. Ihre Jacken waren für diesen Aufenthalt nun doch zu dünn. Zitternd pressten sie die Knie zusammen, schlugen die Arme darum und versuchten so, etwas Wärme zu erzeugen. Eine Ewigkeit musste vergangen sein. Da, endlich nach etwa vierzig Minuten verzweifelten Wartens wurde die Tür aufgerissen. Lauter Jubel und, in der Dunkelheit leider nicht sichtbar, die strahlenden Gesichter von Jessica und Samira. „Hurra, wir habens geschafft!“, riefen beide gleichzeitig und zogen Sara und Judith aus dem Verließ. Thomas und Mustafa folgten leicht benommen. Nichts wie die Treppe hoch und zur Anlegestelle! Das Schiff war schon bereit zum Auslaufen. Die Kinder rannten über den Steg ins geschlossene Hauptdeck – die Wärme war ihnen jetzt lieber als die Aussicht – und ließen sich erschöpft auf die Bänke fallen. Kaum war der ärgste Schreck überwunden, sagte Mustafa: „Wir wissen, wer uns eingeschlossen hat!“ Und dann erzählte er die Geschichte ihrer Entführung, Gefangenschaft und Flucht. Thomas bemerkte dazu, dass sie immerhin ausgezeichnet zu essen hatten, worauf Judith sofort widersprach. „Aber wie habt ihr uns raus bekommen?“, wollte Sara jetzt wissen. „Das war so“, berichtete Samira: „Wir sind ja zuerst in den linken Raum gegangen und haben dort ‚Hu!‘ gerufen. Das hallt so schaurig wider, weil es noch einige Nebengänge gibt. Dann haben wir euch gesucht, aber die Tür war zugeschnappt. Das war sie bisher noch nie. Die Tür hat außen eine Klinke. Zusätzlich ist ein Zahlenschloss angebracht. Das mussten wir zuerst knacken. Zum Glück kennt sich Jessica da aus!“ Nun folgte ein längerer Vortrag von Jessica über Zahlenschlösser: „Mechanische Kombinationschlösser an einem kurzen Stahlkabel kennt ihr sicher vom Fahrrad

her. Billige Schlösser haben drei Ziffernräder hintereinander, jedes mit einer Aussparung bei einer bestimmten Ziffer, durch die eine Achse mit Nocken gleiten kann. Wenn sich alle drei Ziffern an der richtigen Stelle befinden, kann man das Ende, das heißt, die Achse, herausziehen. Hat man die Nummer vergessen, so hilft ein kleiner Trick, es trotzdem zu öffnen. Da die Schlösser nicht mit höchster Präzision gefertigt sind, zieht man zuerst kräftig am Kabel und stellt fest, welches der drei Räder am schwersten zu drehen ist. Am besten verstellt man danach die Räder und prüft nochmals, ob man auf das gleiche Rad kommt. Danach zieht man weiter am Kabel, hält das Ohr an das Schloss und dreht bei diesem Rad alle Ziffern durch. Bei der richtigen Ziffer hört man ein Klicken beim Einrasten des Nockens. Jemand mit viel Fingerspitzengefühl kann das Einrasten vielleicht auch verspüren. Nun wiederholt man die Prozedur mit den zwei verbleibenden Rädern. Man prüft also wieder, welches Rad am härtesten dreht und erkennt am Klickgeräusch die nächste richtige Ziffer. Die letzte Ziffer zu finden, ist dann nur noch Formsache. Wer es auf diese Weise nicht schafft, muss halt alle Kombinationen ausprobieren. Das dauert bei drei Ziffern mit $10 \times 10 \times 10 = 1000$ Möglichkeiten etwa eine Viertelstunde und schmerzt mit der Zeit, da man ziemlich kräftig am Kabel ziehen muss. Bei einem Kofferschloss ist die Sache einfacher. Da gibt es links von jedem Rad eine tiefe Kerbe, die man von außen sehen kann. Sie befindet sich genau gegenüber der richtigen Ziffer. Eine Kerbe bei 0 bedeutet also die Ziffer 5, eine Kerbe bei 1 die Ziffer 6 und so weiter. Auf der Achse durch die drei Räder sind Zwischenräder, die man mit einem Hebel auf der Innenseite des Koffers nach links aus den Ziffernrädern herausdrücken und nach dem Einstellen einer neuen Kennnummer wieder zurückstoßen kann. Die Kerbe bewirkt, dass die Sperrung des Schlosses freigegeben wird, wenn sich alle Ziffernräder an der richtigen Stelle befinden. Ein solches Schloss, allerdings mit vier Stellen, war außen an der Tür in der Gruft angebracht.“ Neugierig fragte Mustafa: „Wenn das so einfach wäre, hättet ihr es doch in kürzester Zeit öffnen können!“ Das war keine Kritik, sondern eine sachliche und durchaus richtige Feststellung. „Sicher“, antwortete Jessica. „Das Problem war nur, dass wir keine Taschenlampe hatten. So mussten wir zunächst eine Stecknadel finden – eine Lampe konnten wir in der Eile nicht auftreiben – und damit links von jedem Ziffernrad die Kerbe abtasten. Das dauerte in der Dunkelheit halt eine Weile.“ Natürlich waren alle des Lobes voll über Jessicas Kenntnisse und Thomas nahm sich vor in Zukunft weniger zu chatten und zu gamen und sich dafür auch etwas Spezialwissen anzueignen. Eine Vorliebe hatte er

schon, nämlich für Explosivstoffe. Pyrotechnische Effekte waren ja die Grundlage jedes anständigen Kinofilms, mochte der Inhalt noch so mager sein.

Als sie an diesem Abend im Internat anlangten, war nicht mehr viel zu tun. Morgen war ihr erster Schultag in Edelstadt. Was würden da für Überraschungen auf sie warten? Rasch klopfen sie noch an die Türen von Marcel und Udo, die auch eingetroffen waren. Dann verkrochen sie sich in ihre Betten und schliefen bald ein.

Kapitel 3

Die fast ideale Schule

Es war Montag, den 23. September. Das neue Schuljahr hatte bereits vor zwei Wochen begonnen. Dennoch konnten Sara, Mustafa, Judith und Thomas hoffen in ihren Klassen den Anschluss zu finden. Allzu viel Neues hatten sie ja noch nicht vorgesetzt bekommen und die Lehrpläne waren zum Glück überall gleich. Hingegen stellten sie schon zu Beginn fest, dass es gegenüber ihrer Schule zu Hause einige Unterschiede gab. Was Sara berichtete, als sie sich um zehn in der Eingangshalle zu einer Erfrischung einfanden – die Bank beim Teich mit den Papyrusstauden hatten sie schon am Vorabend als Treffpunkt vereinbart – traf auch bei den anderen zu und leitete eine angeregte Diskussion ein. Hier war es üblich, die Lehrpersonen mit dem Vornamen und Du anzusprechen. „Vielleicht haben die Schüler hier weniger Respekt“, vermutete Sara. Thomas entgegnete: „Das habe ich nicht bemerkt. Früher mussten die Kinder sogar ihre Eltern mit Sie anreden. Haben sie deswegen heute weniger Respekt, weil sie zu ihnen Du sagen? Ich finde, dass Lehrer und Schüler besser auf das gleiche Ziel hin arbeiten können, als wenn sie gegensätzliche Positionen einnehmen.“ Am Montagmorgen hatten alle nach einer herzlichen Begrüßung durch die Klassenlehrer und -lehrerinnen, nicht selten mit Umarmungen und Wangendrücken, zunächst fünfzehn Minuten Zeit zur Vorbereitung der Wochenziele. Sie erhielten einen Wochenplan mit dem obligatorischen Klassenstoff für jedes Fach. Dieser war so festgelegt, dass alle Schüler ihn bewältigen konnten. Daneben gab es zwei Kästchen mit den Bewertungen „Erreicht“ und „Nicht erreicht“. Eines davon würde die zuständige Lehrperson am Ende der Woche ankreuzen und visieren. „Nicht erreicht“ würde bedeuten, dass sie Nachhilfestunden zu besuchen hätten. Zusätzlich zu den verbindlichen Themen konnten sie solche auswählen, die sie besonders interessierten oder die für eine spätere Fachausbildung vorgeschrieben waren. Auch diese fakultativen Lehrstoffe wurden am Freitag bewertet. Wenn sie für eine bestimmte Ausbildung gefordert wurden, musste ein Schüler sie ebenfalls erfolgreich abschließen. Andernfalls konnte er sie einmal wiederholen oder sein Berufsziel anpassen. Die übrige Zeit der ersten Lektion diente dazu, dass jeder Schüler und jede Schülerin sich kurz über Erfahrungen, Ziele, Wünsche und Schwierigkeiten äußerte und

die Lehrperson ihre Bemerkungen machte. Dabei wurden auch Fragen zur Konzentration, Motivation, Unterrichtsbeteiligung, Disziplin usw. angesprochen. Es wurde Wert darauf gelegt, dass jedes seine Gefühle ausdrücken konnte. Frust und Überforderung, häusliche und soziale Probleme sind ja oft der Grund für ein späteres Ausscheren, eine Flucht in Alkohol und Drogen oder sogar einen Suizid. Hier fühlte sich jedes akzeptiert und mit seinen Freuden und Sorgen in der Gemeinschaft aufgehoben.

Saras zweite Stunde war Englisch. Diese Sprache hatte sie zu Hause vor zwei Wochen zu lernen begonnen, allerdings mit den üblichen Lehrmitteln, die einem nicht wirklich zum flüssigen Sprechen verhelfen. Leider ist es mit den Fremdsprachen in der Schule oft so, dass man zwar viele Stunden damit zubringt, sie aber am Ende doch nicht beherrscht, obwohl das Erlernen einer Sprache offensichtlich nicht von der sogenannten Intelligenz abhängt. Ein durchschnittliches Kind lernt seine Muttersprache überall auf der Welt in den ersten Jahren seines Lebens allein durch Zuhören und Wiederholen, sogar wenn die Sprache einem Unkundigen schwierig erscheint. Also sollte es mit dieser Methode auch in der Schule möglich sein, sich eine neue Sprache in kurzer Zeit anzueignen. Im Internat verwendete man die Naturmethode des dänischen Sprachforschers Arthur M. Jensen, modernisiert und mit abwechslungsreichen Tätigkeiten verbunden. Der Raum des Sprachlabors war dafür speziell hergerichtet. In der Mitte befanden sich die üblichen Schülertische. Links und rechts von jedem Zweisitzer war ein kleines Abteil mit schallschluckenden Wänden, in das man sich mit dem Bürostuhl hineindrehen konnte. In jedem Abteil stand ein Tisch mit einem Personalcomputer. Rings um den Pulk waren in schalldichten Kabinen alle möglichen Arten von Hometrainingern aufgestellt, solche zum Treten, Laufen, Rudern und Stemmen, dazu Hindernisse zum Hüpfen und Balancieren. Zuerst musste die Klasse laut einen Text lesen. Dieser bestand aus einfachen, selbsterklärenden Sätzen, die von Lektion zu Lektion ausgebaut wurden. So konnte man die Bedeutung der Wörter aus dem Zusammenhang erfassen und die Regeln der Grammatik bekam man beiläufig mit. Die Begriffsfelder wurden in jeder Lektion auf natürliche Weise erweitert, genauso wie man es als Kind in seiner Muttersprache erlebt hatte. Wenn der Text dreimal durchgelesen war, rollte man in das Abteil neben seinem Tisch, zog das Headset an und schaltete den PC ein. Nun ertönte der Text im Kopfhörer Satz für Satz und man musste ihn wiederholen, bis der PC mit der Aussprache zufrieden war. Danach erhielt man einen Geräteraum zugewiesen. Dorthin begab man sich und wiederholte das Gelernte auswendig, während man rhythmisch die Turnübungen

ausführte. Wenn jemand nicht weiter wusste oder unsicher war, konnte er den Text an einem Bildschirm vor sich ablesen. Nach etwa fünf Minuten begab man sich zurück zum PC und sprach den Text ins Mikrofon. Geling das ohne Fehler, so konnte man ergänzende Übungen durcharbeiten. Im anderen Fall musste man zurück zu einem Gerät. Nach einer halben Stunde war der intensive Teil der Klasse vorbei. Man las gemeinsam die Vokabeln und grammatischen Erklärungen, sah sich passende Comicstrips oder einen Kurzfilm an und besprach die Hausaufgaben, die man am besten vor dem Einschlafen erledigen sollte. Von Zeit zu Zeit gab es auch eine Prüfung, wobei am PC Sätze zu sprechen, Fragen zu beantworten und Texte zu übersetzen waren. Am Ende der Prüfung konnte man gleich sehen, ob man sie bestanden hatte oder zur Nachhilfe gehen musste. Die Englischlehrerin hieß übrigens Susan und war eine temperamentvolle Miss von knapp vierzig Jahren, die zum Schulbeginn selber alle Geräte vorgestellt hatte, nur war Sara damals noch nicht an der Schule gewesen.

Mustafa hatte als zweite Lektion Biologie. In den ersten beiden Wochen war wie üblich der Regenwurm behandelt worden. Jetzt waren die Bienen an der Reihe. Karl, der Lehrer, gab den Kindern zuerst Blüten- und Waldhonig zum Kosten und beklagte die seiner Meinung nach unökologische Gewinnung des Sortenhonigs, wo der Imker die Bienenvölker zur jeweils nektarreichsten Monokultur bringt, um reinen Akazien-, Klee- oder Raps-honig zu erhalten. Dann besuchten sie den Schaukasten im Bienenhaus am Rand des Schulgartens. Lehrer Karl erklärte, dass ein Kasten von den Imkern „Beute“ genannt werde und heute nicht mehr so aussehe wie im Bienenhaus, sondern wegen der leichten Transportierbarkeit eine Magazinbeute sei und aus zwei oder drei aufeinander gestapelten Holzkisten, den „Zargen“ bestehe. Unten sei der Brutraum und oben der Honigraum. Er erzählte, dass er jedes Bienenvolk (den „Bien“) für den Winter mit etwa fünfzehn Kilogramm Fertigsirup „eingefüttert“ habe. Er werde noch kontrollieren, wie viel Futter die Bienen in den Waben abgelagert hätten. Es komme hie und da vor, dass sich ein räuberisches Nachbarvolk am Futter bediene und das eigene Volk dann hungern müsse. Auch müsse er noch die Behandlung gegen die Varroamilbe durchführen, indem er in der Beute Ameisensäure verdunsten lasse. Eigentlich fände er es besser, darauf zu verzichten. Die Milben würden mit der Zeit weniger aggressiv und die Bienen könnten genügend widerstehen. Gefürchtet sei auch die Amerikanische Faulbrut, die durch einen Bazillus verursacht werde und nur die Maden befall. Dabei fänden sich in den Brutwaben eingesunkene oder durchlöchernte Zelldeckel mit braunen Zellen und einem schleimigen In-

halt. Die weiteren Arbeiten werde er erklären, wenn sie mehr über die Anatomie und das Leben der Bienen gelernt hätten. Dazu gebe es im Internet eine Reihe von guten Unterrichtshilfen, die er einzusetzen gedenke. Judith fing den Unterricht mit einer Klasse an, die „Persönlichkeitsbildung“ hieß. Dieses Fach gab es an ihrer alten Schule nicht und hier wurde dafür auch bloß eine Wochenstunde eingesetzt. Da Judith neu war, beschrieb die Lehrerin, sie hieß Jennifer, nochmals kurz seine Aufgabe: Das Lernziel bestehe darin, den Schülern eine angepasste Wertschätzung von sich selbst und günstige Verhaltensmuster zu vermitteln, damit sie Verantwortungen übernehmen, Belastungen aushalten und Verletzungen überwinden könnten. Der Kurs werde sich über drei Jahre erstrecken. Weil Jungen und Mädchen nicht genau die gleichen Probleme hätten, könne es sein, dass sie sich nicht immer angesprochen fühlten. Das mache aber nichts. Es sei wichtig, über einander Bescheid zu wissen, um einander besser zu verstehen. Im Kurs würden auch die Themen Kommunikation, emotionale und soziale Kompetenz, Konflikt- und Stressbewältigung, Schlaf- und Essstörungen, Umgang mit Geld, Sexualität usw. behandelt. Die Lehrmethode sei im Wesentlichen immer dieselbe: Anhand einer Fallstudie (einer gespielten Szene, einem Filmausschnitt, Tagebucheintrag oder Zeitungsbericht usw.) suche man gemeinsam das richtige Verhalten in einer bestimmten Situation. Danach würden die Schüler die Situation nachspielen, möglichst in jeder vorkommenden Rolle. Die erste Übung bestand darin, dass ein Mädchen von den anderen wegen seiner Schüchternheit gemieden wurde, zusehends in die Isolation geriet und an sich selbst zu zweifeln begann. Das zu spielen war nicht einfach. Die Schüler und Schülerinnen gaben einander aber selbst Anweisungen: Eine Gruppe sollte tuscheln und sich vom Opfer abwenden, einzelne Schüler sollten achtlos an ihm vorbeigehen oder es wortlos, aber spöttisch anblicken. Ein Junge, der das offenbar gut konnte, streckte ihm einen Pausenriegel hin mit den Worten: „Willste? Kriegste aber nicht!“ Diese Situation wurde noch zweimal mit vertauschten Rollen und neuen Einfällen nachgespielt. Danach begann die Diskussion. Ein Mädchen berichtete, dass es eine Weile auch unter Ausgrenzung gelitten habe. Das sei besser geworden, als es eine Freundin gefunden habe, die einen guten Draht zu den anderen Mädchen hatte. Darauf meldete sich Judith leicht erregt zu Wort: „Ich bin ja neu hier und ihr kennt mich noch nicht. Bis jetzt gefällt es mir gut, aber Freundinnen habe ich noch keine. An meinem alten Ort war es oft schwierig für mich, weil mich die anderen auch nicht beachtet oder absichtlich übersehen haben. Manchmal habe ich deswegen heimlich geweint. Ich bin

froh, dass wir uns hier aussprechen können. Jetzt weiß ich, dass ich nicht allein darunter leide. Ich möchte auch gerne gute Kontakte haben, nur kann ich nicht so loslegen und drauflosreden wie andere, und wenn ich mich weggestoßen fühle, ziehe ich mich halt zurück.“ Nun griff Jennifer, die Lehrerin, ein: „Ich denke, wir können Judiths Gefühle gut verstehen. Wahrscheinlich haben wir das alle schon erlebt. Nur gehen nicht alle gleich damit um. Einige reagieren aktiv, das heißt, sie sprechen selber andere an oder machen sich irgendwie bemerkbar, manchmal sogar durch vorlautes Benehmen.“ Dabei blickte sie in die Richtung einiger Jungen. „Andere wie Judith ziehen sich zurück, weil sie denken: ‚Sie mögen mich nicht!‘ oder: ‚Ich passe ihnen nicht!‘. Aber eigentlich ist der wirkliche Grund, dass sie es sich nicht zutrauen, aktiv zu werden. Ihnen fehlt der Mut, weil sie es nie versucht haben. Solche Gefühle des Zurückgewiesenseins gibt es übrigens nicht nur bei Mädchen, sondern genauso bei Jungs, nur reagieren diese oft allzu aktiv. Sie fangen an andere zu terrorisieren, weil ihnen das Gefürchtetsein auch Selbstachtung verschafft. Wir werden später eine solche Situation spielen. Aber zunächst wollen wir uns überlegen, wie man auf einen Mangel an Beachtung reagieren kann.“ „Vor allem darf man nicht warten, bis die anderen einen ansprechen; das tun sie nämlich nicht“, sagte ein Junge treffend. „Wenn ich bemerke, dass ein Mädchen nicht beachtet wird, nehme ich mir aber vor es anzusprechen“, wandte eine Schülerin ein. „Das ist super, aber da bist du schon eine Ausnahme“, bemerkte Jennifer. Darauf, dass gute Vorsätze oft schwer auszuführen sind, ging sie nicht ein. „Wir sind also alle der Meinung, dass dasjenige, das sich übergangen fühlt, selbst den ersten Schritt tun muss. Das wollen wir jetzt spielen. Bitte denkt darüber nach, wie wir das tun können.“ Stille. Es dauerte eine Weile, bis die ersten Vorschläge kamen: „Ich würde einige aus der Klasse zu meiner Geburtstagsfeier einladen“, schlug jemand vor. Da fiel es Judith ein, dass sie schon lange zu Hause eine Party veranstalten wollte, nur war das jetzt leider nicht möglich. „An meinem Geburtstag könnte ich für alle etwas Selbstgebackenes mitbringen“, war eine andere Idee. In Edelstadt war es eben keine besondere Leistung, etwas in einer Bäckerei zu besorgen. „Wenn ich das Problem jetzt habe, möchte ich nicht bis zu meinem Geburtstag warten müssen“, sagte ein Junge. „Was schlägst du also vor?“, fragte Jennifer. „Vielleicht fällt mir eine gute Frage ein, die ich am Montagmorgen in der Vorbereitungszeit an alle richten kann. Etwa so: ‚Was denkt ihr darüber, wenn wir einmal unter den Jugendlichen eine Straßenumfrage machen würden, wie wir unsere Stadt sauberer halten könnten?‘ Das würde mei-

nen Mitschülern zeigen, dass ich an ihnen interessiert bin.“ „Eure Vorschläge sind ausgezeichnet“, kommentierte Jennifer. „Ihr habt verstanden, dass man nichts erreicht, wenn man die anderen angreift. Es wäre sicher ungeschickt zu sagen: ‚Ich fühle mich so allein. Was mache ich denn falsch?‘ Das würden alle als Kritik auffassen. Wenn ich ein Problem habe, muss *ich* mich ändern. Wenn es mir schwer fällt, einen Kontakt herzustellen, muss *ich* lernen meine Hemmungen zu überwinden. Man darf nicht erwarten dadurch glücklicher zu werden, dass die anderen ihr Verhalten ändern. Das funktioniert nie! Man muss das Glück in sich selbst finden, und wenn es nicht da ist, muss man es aufbauen! Daran werden wir die nächsten drei Jahre arbeiten und ich hoffe, dass ihr erkennen oder noch besser erleben werdet, dass das möglich ist!“ Nach diesen etwas emotionalen und für einige recht salbungsvollen Worten gingen sie daran, die Szenen durchzuspielen. Auch Judith erhielt Gelegenheit mitzuwirken. Das tat ihr gut. Sie fühlte sich nach der Lektion erleichtert und blickte zuversichtlicher in die Zukunft.

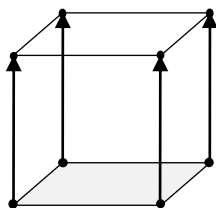
Thomas traf es weniger gut an. Seine zweite Lektion war Mathematik und dieses Fach war nicht seine Stärke. Aber zum Glück begann gerade eine Projektwoche. Carl, der Lehrer (diesmal mit C geschrieben), forderte die Klasse auf Gruppen zu bilden. Dazu schoben immer vier Schüler die Tische zusammen und setzten sich einander gegenüber. Die erste Aufgabe war ausnahmsweise für alle dieselbe. Er erklärte, es gehe weniger darum, die Lösung zu finden als das Problem zu verstehen und sich Gedanken über den Lösungsweg zu machen. Weil die Aufgabe eigentlich eine heillose Überforderung sei und er damit rechnen müsse, ins Irrenhaus gesteckt zu werden, möchte er, dass jede Gruppe ihre Überlegungen protokolliere und einen Sprecher bestimme. Nach dreißig Minuten werde man die Tischordnung wieder herrichten, sich die Berichte der Gruppen anhören und das weitere Vorgehen besprechen. Die Aufgabe lautete: „Bestimme die Anzahl Ecken, Kanten, Flächen, Würfel und Hyperwürfel (das sind vierdimensionale Würfel) eines fünfdimensionalen Würfels.“ Punkt. Natürlich hatte noch nie jemand etwas von einem fünfdimensionalen Würfel gehört und konnte sich auch nichts darunter vorstellen. So kamen alle Gruppen auf die Idee, zuerst ihr Wissen über den räumlichen (dreidimensionalen) Würfel aufzuschreiben. Die Gruppe von Thomas legte folgende Tabelle an:

E	K	F
8	12	6

Darin bedeutete E die Anzahl Ecken (nämlich vier unten und vier oben), K die Anzahl Kanten (vier waagrechte unten, vier waagrechte oben, dazu vier senkrechte) und F die Anzahl Flächen (ein Quadrat als Grundfläche, eines als Deckfläche, dazu vier ringsum als Mantelfläche). Die übrige Zeit sprachen sie darüber, was vier oder gar fünf Dimensionen sein könnten. Jemand aus der Gruppe hatte schon davon gehört, dass man in der Physik die Zeit als vierte Dimension behandle, aber mit einem geometrischen Körper konnte das nichts zu tun haben. Erst die gemeinsame Besprechung brachte einen Fortschritt. Eine andere Gruppe fand nämlich, man könne die Tabelle noch mit D für Dimension und W für Würfel ergänzen und das Quadrat als flächigen (zweidimensionalen) Fall mit vier Ecken, vier Kanten und einer Fläche eintragen:

D	E	K	F	W
2	4	4	1	
3	8	12	6	1

Dazu bemerkte der Lehrer, das sei wahrscheinlich der Schlüssel zur Lösung des Problems. Vielleicht würde es weiterhelfen, sich als zweidimensionales Lebewesen zu betrachten und den Übergang von der zweiten zur dritten Dimension zu untersuchen. Vom Quadrat zum Würfel komme man doch, indem man das Quadrat um eine Seitenlänge senkrecht in die Höhe ziehe. Für ein zweidimensionales Wesen sei das zwar nicht sichtbar und wohl auch nicht vorstellbar, aber für uns dreidimensionale Erdenbewohner schon. Genau gleich sei es mathematisch möglich, einen Würfel in die vierte, fünfte oder eine höhere Dimension „anzuheben“. Ob eine solche mehrdimensionale Welt Wirklichkeit sei, habe für die Mathematik keine Bedeutung. Dort gelte alles, was berechenbar sei und nicht auf Widersprüche führe. In der nächsten Lektion sollten alle Gruppen bei dieser Überlegung einsetzen. Das taten sie denn auch und kamen zu folgenden Schlüssen: Beim Hochziehen des Quadrats zum Würfel verdoppelt sich die Eckenzahl von vier auf acht (vier neue durch Kopieren der Grundfläche), aus vier Kanten werden zwölf (vier neue durch Kopieren der Grundfläche; dazu vier weitere, weil die vier alten Ecken beim Anheben zu Kanten werden) und statt einer Fläche erhält man sechs (eine neue durch Kopieren der Grundfläche; dazu vier weitere, weil die vier alten Kanten durch das Anheben zu Flächen werden). Das ergab dieses Bild:



Am Ende der Stunde hatte jede Gruppe die Lösung für den vierdimensionalen Hyperwürfel gefunden: Extrudiert man unseren dreidimensionalen Würfel in die vierdimensionale Welt, so erhält man aus acht Ecken deren sechzehn (acht neue durch Kopieren des Grundwürfels), aus zwölf Kanten deren zweiunddreißig (zwölf neue durch Kopieren des Grundwürfels; dazu acht weitere, weil die acht alten Ecken beim Anheben zu Kanten werden), aus sechs Flächen deren vierundzwanzig (sechs neue durch Kopieren des Grundwürfels; dazu zwölf weitere, weil die zwölf alten Kanten durch das Anheben zu Flächen werden) und aus einem Würfel deren acht (einen neuen durch Kopieren des Grundwürfels; dazu sechs weitere, weil die sechs alten Flächen durch das Anheben zu Würfeln werden; diese acht Würfel sind nun die „Seitenwürfel“ des vierdimensionalen Würfels). Zwei Gruppen hatten auch bereits das Ergebnis für den fünfdimensionalen Würfel. Um die Tabelle nach oben zu komplettieren, schlug der Lehrer vor auch die ein- und nulldimensionale Form, nämlich die Seitenlinie und den Eckpunkt aufzunehmen. Damit sah sie nun so aus:

D	E	K	F	3-d W	4-d W	5-d W
0	1					
1	2	1				
2	4	4	1			
3	8	12	6	1		
4	16	32	24	8	1	
5	32	80	80	40	10	1

Schüler, die sich für Mathematik interessierten, lernten die Zweierpotenzen (z. B. $2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 = 2^5 = 32$, speziell $2^0 = 1$, $2^1 = 2$) und Binomialkoeffizienten kennen und konnten damit die Tabelle wie folgt schreiben:

D	E	K	F	3-d W	4-d W	5-d W
0	$1 \cdot 2^0$					
1	$1 \cdot 2^1$	$\frac{1}{1} \cdot 2^0$				
2	$1 \cdot 2^2$	$\frac{2}{1} \cdot 2^1$	$\frac{2 \cdot 1}{1 \cdot 2} \cdot 2^0$			
3	$1 \cdot 2^3$	$\frac{3}{1} \cdot 2^2$	$\frac{3 \cdot 2}{1 \cdot 2} \cdot 2^1$	$\frac{3 \cdot 2 \cdot 1}{1 \cdot 2 \cdot 3} \cdot 2^0$		
4	$1 \cdot 2^4$	$\frac{4}{1} \cdot 2^3$	$\frac{4 \cdot 3}{1 \cdot 2} \cdot 2^2$	$\frac{4 \cdot 3 \cdot 2}{1 \cdot 2 \cdot 3} \cdot 2^1$	$\frac{4 \cdot 3 \cdot 2 \cdot 1}{1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 4} \cdot 2^0$	
5	$1 \cdot 2^5$	$\frac{5}{1} \cdot 2^4$	$\frac{5 \cdot 4}{1 \cdot 2} \cdot 2^3$	$\frac{5 \cdot 4 \cdot 3}{1 \cdot 2 \cdot 3} \cdot 2^2$	$\frac{5 \cdot 4 \cdot 3 \cdot 2}{1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 4} \cdot 2^1$	$\frac{5 \cdot 4 \cdot 3 \cdot 2 \cdot 1}{1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 4 \cdot 5} \cdot 2^0$

Für die Binomialkoeffizienten gibt es ebenfalls eine abgekürzte Schreibweise. Zum Beispiel lautet die letzte Zeile in der Kurzform:

5	$\binom{5}{0} \cdot 2^5$	$\binom{5}{1} \cdot 2^4$	$\binom{5}{2} \cdot 2^3$	$\binom{5}{3} \cdot 2^2$	$\binom{5}{4} \cdot 2^1$	$\binom{5}{5} \cdot 2^0$
---	--------------------------	--------------------------	--------------------------	--------------------------	--------------------------	--------------------------

Darin liest man beispielsweise den Term für die Ecken als „fünf tief null mal zwei hoch fünf“. Speziell gilt $\binom{5}{0} = 1$, $\binom{5}{1} = 5$. Damit ist auch klar, wie die Tabelle für höhere Dimensionen weiterläuft. Interessant ist außerdem, dass die Summe aller Ecken, Kanten, Flächen, Würfel usw. immer drei hoch die Dimension ergibt, bei der letzten Zeile also $3^5 = 243$.

Noch eine Episode aus Mustafas Geschichtsunterricht wäre kurz zu berichten. Die Stunde begann damit, dass Selma, die Lehrerin, ein Hefgebäck und die Nachbildung eines Helms mitbrachte.



Die Kinder wussten, dass dieser Napfkuchen Gugelhupf heißt und im Elsass und in der Schweiz gebacken wird. Als 1375 Graf Enguerrand VII. de Coucy mit einem Heer von 22 000 Söldnern, die während eines Waffen-

stillstands im Hundertjährigen Krieg arbeitslos geworden waren, brandschatzend und plündernd ins schweizerische Mittelland einfiel, setzten sich die Bürger kräftig zur Wehr und verjagten die Soldaten. Dabei erbeuteten sie auch Helme, die man wegen ihres schnauzenförmigen Visiers Hundsgugel nannte. (Die Gugel war eine mittelalterliche Kopfbedeckung aus Stoff in der Form einer großen Kapuze.) Nach der Überlieferung buken die Frauen in den Helmen Hefekuchen. Auf diese Weise sei der Gugelhupf entstanden. (Die Elsässer haben freilich eine andere Erklärung.) Selma vergaß nicht anzufügen, dass die Form später abgeändert wurde, weil sie hirnlosen Männern, die in den Krieg ziehen, besser auf den Kopf passt, wenn sie in der Mitte ein Loch hat. Aber das war ihre Interpretation. Aus Rache schrieben die Jungen den Kuchen fortan als Googlehupf. So nahm der Unterricht im Internat seinen Gang. Es wäre übrigens ein Irrtum, zu meinen, es sei immer alles reibungslos abgelaufen. Hie und da gab es auch kleine Unstimmigkeiten und die Lehrer waren gelegentlich, wenn auch selten gezwungen Verstöße gegen die Disziplin zu bestrafen. Für leichte Vergehen wie Sprechen zur Unzeit oder ungehörige Bemerkungen musste man etwa beim Mathematiklehrer während der großen Pause in der Halle mit einem Fuß auf einer Konservendose balancieren und hundertmal „Tomatensalat Tomatensalat Tomatensalat“ sagen. Fiel man herunter, so musste man von vorn beginnen. Sonst galt die Regel, dass ein ungezogener Schüler vor die Tür geschickt wurde und sich innerhalb von fünf Minuten zurückzumelden hatte mit der Verpflichtung, zu Gunsten der Schule oder Allgemeinheit eine zweistündige Arbeit zu verrichten, zum Beispiel einen Vortrag über ein selbstgewähltes Thema halten, Räume reinigen oder bei einem Anlass mithelfen. Dazwischen fanden immer häufiger Vorbereitungen für Halloween statt. Grellfarbene Kostüme wurden anprobiert, schauerliche Masken aufgesetzt, symbolträchtige Requisiten ausgewählt und Chöre voll dunkler Musik eingeübt. Über das Internat senkte sich wie ein schwerer Vorhang eine Mischung aus Furcht, schrecklicher Ahnung und geheimnisvoller Verschwiegenheit.

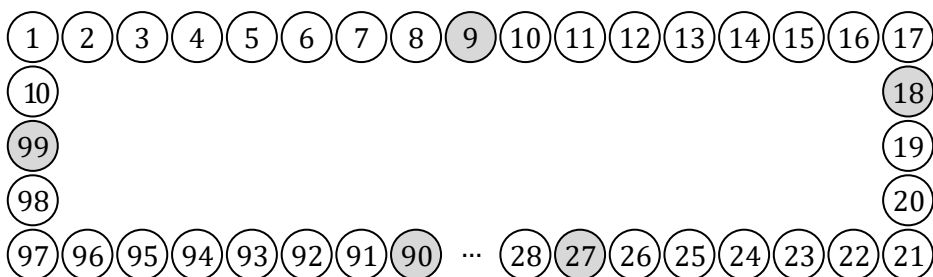
Kapitel 4

Das Fest der dunklen Macht

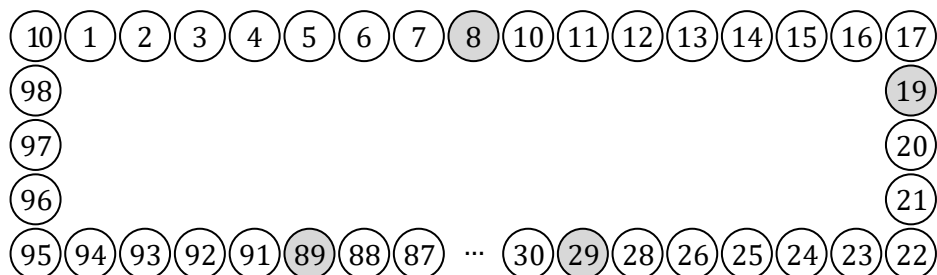
In den vergangenen fünf Wochen hatten Sara, Mustafa, Judith und Thomas zwar in der Schule fleißig und motiviert gearbeitet, aber entgegen Judiths Hoffnung kaum Zugang zu anderen Mitschülern gefunden außer Udo, Samira, Jessica und Marcel, die sie zuerst kennen gelernt hatten. Es war ihnen schon zu Beginn aufgefallen, dass trotz der gesunden Ernährung im Internat die Kinder allgemein übergewichtig waren. Die Versuchung, sich rasch etwas zum Knabbern zu besorgen, war groß und der Gang zur nächsten Imbissbude kurz. Knabbern würde ja noch gehen, aber bei den meisten war es eher ein Verschlingen. Auch bei den Erwachsenen bemerkten sie eine gewisse Oberflächlichkeit, ein Alles-so-Nehmen-wie-es-ist und In-den-Tag-hinein-Leben, ohne sich zu fragen, wozu man überhaupt lebt. Sogar Thomas hatte dies beobachtet und angefangen sich ein wenig zu distanzieren, das erste Mal eigentlich beim Fußballspiel, zu dem ihn Marcel eingeladen hatte. Dort lief er nämlich allen außer Marcel davon. Am Anfang fand er das zwar toll, aber mit der Zeit machte das Spielen keinen Spaß mehr.

Dafür gab es am Montag vor Halloween eine Überraschung. Zuerst mussten sich alle Schüler in der Sporthalle einfinden. Dank der großen Tribüne diente diese auch als Aula für Schulversammlungen und öffentliche Veranstaltungen. Hier würden am Donnerstag die Festlichkeiten zu Halloween enden. Um acht trat der Direktor ein. Die Schüler erhoben sich und setzten sich nach der Begrüßung wieder erwartungsvoll hin. „Ich darf euch heute eine frohe Nachricht überbringen“, begann er seine Ansprache. „Der Senat hat den Beschluss gefasst, in Edelstadt ein Hallenbad zu bauen. Dieses wird zwanzig Ar Wasserfläche haben und ein großes Sportbecken mit acht Bahnen, ein Wellenbad, ein beheiztes Außenbecken, ein Sprudelbad, einen Wildwassercanyon, ein Solbad und diverse Rutschen umfassen. Das ist etwas, was wir uns alle schon lange gewünscht haben und worauf wir uns sehr freuen. Jedoch müssen wir dafür auch einige Opfer bringen. Wie ihr wisst, benötigen wir in Edelstadt kein Geld zum Leben. Aber für alles, was wir von außen beziehen, sind wir auf die Unterstützung unserer treuen Helfer angewiesen. Darum werden wir am Donnerstag bei der Schlusszeremonie mehr Schüler als in früheren Jahren auswählen. Ich

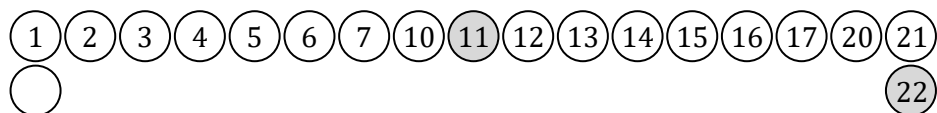
hoffe, dass ihr dafür Verständnis habt, und danke allen, die das Los treffen wird, schon jetzt im Namen der Schulleitung.“ In der Pause konnte sich Judith, die einen Zusammenhang ahnte, bei Marcel über die Einzelheiten des Auswahlverfahrens erkundigen. „Das ist so:“, erklärte Marcel. „Bevor die Feier am Abend zu Ende geht, ruft der Direktor hundert durch das Los bestimmte Schüler einzeln auf. Diese stellen sich am Rand der Halle auf und rennen auf einen Pfiff hin zu den nummerierten Feldern, die du vielleicht am Boden bemerkt hast. Danach setzt Musik ein und die Schüler bewegen sich auf den Feldern vorwärts. Dabei wird fortlaufend jedes neunte Kind herausgenommen. Normalerweise gibt es drei solche Umgänge, aber dieses Jahr könnte es sein, dass die Selektion durchgeführt wird, bis nur noch acht übrig bleiben. In der Geschichte der Schule soll das bereits mehrmals vorgekommen sein, zum letzten Mal, als die Sporthalle gebaut wurde. Wenn meine Freunde und ich aufgerufen werden, stellen wir uns jeweils auf die ersten Felder. Da wir schneller rennen können als die anderen, haben wir die Prozedur bis jetzt immer überstanden.“ „Angenommen wir werden alle acht aufgerufen, so wird das dieses Mal nicht klappen“, überlegte Judith. „Ich möchte wissen, wohin man sich stellen muss, damit man am Schluss zu denjenigen gehört, die übrig bleiben.“ In der Zehnuhrpause setzten sie sich zusammen. Mustafa und Jessica erhielten die Aufgabe, die acht sicheren Nummern herauszufinden. Ihnen trauten das die anderen am ehesten zu. Besonders Thomas war froh über diesen Entscheid. Noch in der Pause begann Mustafa damit, Ringe auf ein Blatt zu zeichnen. Diese stellten die nummerierten Felder in der Halle dar. Mustafa zählte ab: Beim ersten Umgang wird jeder neunte Schüler ausgewählt. Somit fallen die Nummern 9, 18, 27, ..., 90, 99 weg.



Die Nummer 100 bleibt übrig. Von dieser an wird weitergezählt. Die Acht ist die nächste Nummer, die ausscheidet. Danach geht es regelmäßig weiter mit 19, 29, 39, ..., 89. Am Schluss trifft es noch die Hundert.



Nun wird wieder von 1 an abgezählt und 11, 22, 33, 44 fallen weg.



Aber was folgt jetzt? Offenbar war seine Darstellung nicht so geschickt. Als er am Abend mit Jessica sprach, schlug diese vor die Zahlen von 1 bis 100 in eine Tabelle einzutragen. Danach solle er mit einem dicken Stift einfach fortlaufend jede neunte Zahl durchstreichen und aufpassen, dass er keine durchgestrichene mitzähle. Der Anfang vom ersten bis zum dritten Umgang sah so aus:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27	28	29	30
31	32	33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48	49	50
51	52	53	54	55	56	57	58	59	60
61	62	63	64	65	66	67	68	69	70
71	72	73	74	75	76	77	78	79	80
81	82	83	84	85	86	87	88	89	90
91	92	93	94	95	96	97	98	99	100

Sie selber werde bei jedem Umgang die gestrichenen Zahlen und ihre totale Anzahl notieren. So lautete ihr Kontrollblatt am Ende:

U	Pro Umgang U gestrichene Zahlen (totale Anzahl T)											T
1.	9	18	27	36	45	54	63	72	81	90	99	11
2.	8	19	29	39	49	59	69	79	89	100		21
3.	11	22	33	44	56	67	78	91				29
4.	2	14	26	40	52	65	77	92				37
5.	4	17	32	47	61	75	88					44
6.	5	21	37	53	70	85						50
7.	1	20	38	57	74	94						56
8.	12	31	51	73	95							61
9.	15	41	62	84								65
10.	7	34	60	86								69
11.	13	43	71	98								73
12.	30	66	97									76
13.	35	76										78
14.	10	50	93									81
15.	42	83										83
16.	28	87										85
17.	48											86
18.	6	68										88
19.	46											89
20.	23											90
21.	3											91
22.	96											92

Übrig blieben 16, 24, 25, 55, 58, 64, 80 und 82. Das waren also die Nummern, die man sich merken musste. Auf diesen Feldern würden sie von der Selektion verschont bleiben. Nachdem Mustafa und Jessica die Lösung gefunden hatten, riefen sie die anderen zusammen und verteilten die

Nummern: Udo 16, Sara 24, Samira 25, Mustafa 55, Jessica 58, Judith 64, Marcel 80 und Thomas 82. Wenn jemand aufgerufen werde, solle er einfach möglichst schnell zu seinem Feld laufen. Die Methode sei auch sicher, wenn alle aufgerufen würden.

Am Donnerstag fiel der Unterricht aus. Die einen probten nochmals ihre Darbietungen, die anderen stellten Lautsprecher und Scheinwerfer auf und richteten am Rand des Sportplatzes Grillstände ein. Auch in der Stadt herrschte ein reges Treiben. Alle Leute waren bemüht ihren Häusern einen Anstrich von Herbststimmung zu geben. Kürbisse, manche ausgehöhlt und mit grässlichen Visagen verziert, schmückten die Treppen und Plätze. An den Zäunen waren schwarze, gelbe und orange Luftballons angebunden und wogen im Wind hin und her, Girlanden hingen an den Dachrinnen und riesige Fledermäuse schwebten über den Köpfen. Als Vampire, Hexen und Zombies verkleidete Kinder zogen von Tür zu Tür und bettelten um Süßigkeiten. Um halb sechs begann das muntere Treiben. Erste Gruppen von Zuschauern trafen ein und ließen sich die gegrillten Würste schmecken. Aus den Lautsprechern ertönte gedämpfte Musik, einmal Gruselgotik, dann wieder Soundtracks aus Filmen wie „Spiel mir das Lied vom Tod“ oder „The Lost Boys“. Bis um sieben waren die Ränge gefüllt. Nun kamen Gruppen von dunkel gekleideten Tänzern auf den Platz. Ihre weißen Handschuhe und Schlipse leuchteten im UV-Licht gespenstisch auf. Zur Musik aus Michael Jacksons „Ghosts“ tanzten sie Szenen, die durch diesen Film inspiriert waren. Dann traten Turner auf und zeigten Übungen mit Handständen, Überschlagen, Pyramiden und als Höhepunkt geworfene Salti, in der Dunkelheit nur als gleißende, blauweiße Silhouetten sichtbar. Nach weiteren Tanzvorführungen begann der Umzug. Im Licht der Scheinwerfer durften alle Kinder in ihren Kostümen und mit Lampions, Lichtschwertern und leuchtenden Zauberstäben in den Händen über den Platz und um die Gebäude marschieren, die kleinen von ihren Eltern begleitet, die größeren bald vorausseilend, bald wartend und schwatzend. Um halb acht schließlich folgte, für Halloween eher ungewöhnlich, ein großes Feuerwerk, das bis drei viertel acht dauerte. Danach begaben sich Schüler, Eltern, Lehrer und die ganze Prominenz der Stadt in die Sporthalle, wo alle auf den Sitzen Platz nahmen.

Von Heiterkeit war nichts mehr zu spüren. Stattdessen kehrte feierliche Stille ein. Punkt acht erlosch das Licht auf der Tribüne. Eine Gruppe Fanfarenbläser zog herein. Mit einer leichten Verzögerung setzten sie ihre Instrumente an, während die ersten Stöße schon aus den Lautsprechern schallten. Ein schwarz gekleideter Herr trat ans Rednerpult. Über die

Schultern trug er einen weiten Umhang, der innen rot ausgefüttert war. Langsam hob er beide Hände in die Höhe und sagte mit feierlicher Stimme: „Wir ehren die dunkle Macht und begrüßen unsere treuen Helfer. Möge ihre unbegreifliche Weisheit unser kleinmütiges Herz mit Stolz erfüllen und uns zu wahrer Größe aufrichten! Die Weihung ist eröffnet!“ Sogleich marschierte eine Kolonne von eher kleinen, aber muskulösen Gestalten ein und stellte sich auf der Längsseite der Halle gegenüber der Tribüne auf. Sie waren in glänzende, grüne, panzerartige Gewänder gekleidet, hielten quer über der Brust einen stacheligen Schlagstock und hatten Köpfe, die denen von Heuschrecken glichen. Das waren aber sicher nur Masken. Dann begann sich der Raum mit Nebel zu füllen, während psychedelische Musik erklang und farbige Scheinwerfer Lichteffekte in die aufsteigenden Schwaden zauberten. Spots erleuchteten kurz verschiedene Szenen, die von Pantomimen- und Ballettgruppen dargestellt wurden: Bergbau mit Pickhammer und Schaufel, Schmiedearbeit am Amboss, Tanz ums Feuer, Kampfscenen und Opferung von Tieren und Menschen. „Alles ein bisschen billig“, dachte Thomas, der vor einiger Zeit eine Vorführung des Cirque du Soleil gesehen hatte. Der Nebel verschwand. Stroboskopische Blitze zuckten durch die Finsternis und zu stampfender Musik schritten die Heuschreckenkrieger in wechselnden Formationen durch die Halle. Schließlich traten sie wieder zur Seite. Der Schuldirektor ging zum Mikrofon und sagte unbewegt: „Ich lese die Namen der hundert Schülerinnen und Schüler, die dieses Jahr die Ehre haben, an der Weihungszeremonie teilzunehmen.“ Das Publikum applaudierte nach jedem Namen, während sich die Aufgerufenen am Rand des Platzes hinstellten. Von den acht traf es Marcel und Judith. (Welche Schande! Das dürre Gerippe zerstört den Ruf unserer Firma! Hätte die blöde Ziege doch auf ihren Bauch gehört!) Dann ertönte der Pfiff. Beide rannten und kamen lange vor allen anderen auf ihren Feldern an. Wieder erklang dumpfe, monotone Musik. Der Kreis begann sich zu drehen und jedes neunte Kind wurde herausgeholt und sofort von den Heuschrecken übernommen. Der Reigen lief und lief und lief, während der Kreis immer kleiner wurde. Dann hörte die Musik auf. Acht Schüler blieben übrig, darunter natürlich Marcel und Judith. Die Versammlung löste sich wortlos auf. Das Fest war zu Ende.

„Kann mir jemand sagen, was mit den ausgewählten Schülern geschieht?“, wollte Mustafa wissen, als sich die acht draußen trafen. „Darüber gibt es bloß Vermutungen“, antwortete Marcel. „Sicher ist nur, dass sie mit den ‚treuen Helfern‘, wie der Direktor sie nennt, zum Hafen und dann auf die Insel fahren. Manche Leute begleiten sie noch zum Schiff und warten, bis

dieses festlich beleuchtet und mit Musik den Hafen verlässt.“ „Meint ihr nicht, dass wir versuchen sollten etwas über ihr Schicksal zu erfahren? Vielleicht sind die Berichte über die Kobolde in den Felsen doch nicht nur leeres Geschwätz!“, schlug Mustafa vor. „Wir könnten am Ufer ein Boot losbinden und zur Insel rudern“, fügte Udo hinzu. „Wahrscheinlich ist es besser, wenn wir damit warten, bis die Zuschauer im Hafen abgezogen sind“, wand Judith ein. Darauf sagte Sara, die an die Kälte in der Gruft dachte: „Vielleicht sollten wir noch ein paar warme Kleider holen.“ „Und etwas zu essen und Taschenlampen, damit wir einander Signale senden können“, ergänzte Thomas. „Du hast wahrscheinlich schon eine Plan?“, mutmaßte Jessica. Das war auch nicht weiter verwunderlich, da sich dieses Abenteuer in eine kritische bis feindselige Richtung entwickeln konnte. Und kriegerische Computerspiele waren nun einmal eine Domäne von Thomas. „Ich denke, wir sollten zwei Gruppen bilden“, antwortete dieser. „Wir müssen ja ohnehin mit zwei Booten fahren. Wenn ihr einverstanden seid, teilen wir uns so auf: Judith, Jessica, Marcel und ich nehmen das erste Boot, Sara, Udo, Mustafa und Samira das zweite. Dann warten wir, bis die Zuschauer den Hafen verlassen haben, und rudern zur Insel. Ich stelle mir vor, dass die Heuschrecken mit ihren Gefangenen in die Gruft steigen, die wir schon kennen, und von da aus mit Booten zum Landungssteg bei den Felsen fahren. Wir folgen ihnen mit beiden Booten so, dass sie uns nicht entdecken können. Dann gehen wir vier aus dem ersten Boot ebenfalls an Land. Ihr aus dem zweiten rudert mit beiden Booten zur Insel zurück, versteckt sie in der Bucht und setzt euch ans Ufer. Sobald wir etwas herausgefunden haben, geben wir euch Blinkzeichen. Dann kommt ihr mit beiden Booten wieder her und wir fahren gemeinsam zum Hafen zurück.“ Nun meldete sich Marcel zu Wort: „Möglicherweise erfahren wir nicht so schnell, was mit den weggeführten Schülern geschieht. Vielleicht gibt es in den Felsen ein verzweigtes Netz von Gängen und Höhlen, das wir zuerst erkunden müssen. Für die ganze Operation haben wir ja drei Tage Zeit, da morgen wie jedes Jahr nach Halloween keine Schule ist. Wenn es uns zum Beispiel gelingt, uns unerkant unter die Gefangenen zu mischen und zwei oder drei Tage bei ihnen zu bleiben, sollte von den Jüngeren immer nur eines am Ufer aufpassen. Die anderen könnten sich auf der Insel vergnügen oder etwas essen oder schlafen.“ „Damit wir euch mitteilen können, was wir vorhaben, brauchen wir zwei Signale“, bemerkte Judith. „Ich schlage vor, dass die Lampe hin- und herschwenken ‚Warten‘ bedeutet und mit der Lampe kreisen ‚Kommen‘ heißt. Ihr gebt die gleichen Zeichen zur Antwort: schwenken, wenn ihr nicht sogleich losfahren könnt, und

kreisen, wenn ihr losfährt.“ „Wenn wir aber bei Tag signalisieren wollen, funktioniert das mit den Lampen nicht. Dann wäre es besser, wir hätten Taschenspiegel, um das Sonnenlicht zu reflektieren“, gab Mustafa zu bedenken. Thomas entgegnete nach einem kurzen Blick auf Mustafas und sein eigenes Handgelenk: „Das geht auch mit unseren Armbanduhren.“ Somit war dieses Problem gelöst.

Während sie in ihre Zimmer gingen, um sich mit dem Nötigen auszurüsten, beschlichen Judith wieder abwegige Gedanken, die sie vergeblich zu verscheuchen suchte: „Was ist, wenn die Mästerei und die Duldung der Fettleibigkeit Dienstleistungen gegenüber diesen heuschreckenartigen, finsternen Gesellen sind? Wenn diese die Kinder erhalten, um sie aufzufressen, im Austausch gegen das Gold oder was auch immer, das sie der Stadtverwaltung zur Bezahlung der Einfuhren geben? Das wäre ein Menschenhandel der übelsten Art. Derartiges gibt es bei uns zu Hause nicht! Wirklich nicht? Werden da nicht auch Verlockungen und Verführungen zugelassen, die dem Staat Geld einbringen? Wird nicht viel Unnützes, Unmoralisches und Unrechtmäßiges mit dem Argument toleriert, dass es Geld einbringe und der Staat nicht Sittenrichter sein könne, während die Folgen zerstörter Wertvorstellungen wie zerbrochene Ehen, Aggressivität und Zerstörungswut, Kindsmissbrauch usw. mit Achselzucken hingenommen werden.“ Das waren Judiths verworrenen Überlegungen.

Kurze Zeit später trafen sich die acht wieder beim Ausgang, mit Jacken und Schulranzen versehen, in die sie Decken, Kleider, Taschenlampen, Getränke, Esswaren und Toilettensachen gepackt hatten. Als sie beim Hafen anlangten, war das Schiff bereits abgefahren. Der Transport der fast hundert Kinder und ebenso vielen Soldaten war rasch und heimlich vor sich gegangen. Wenn es überhaupt Zuschauer gegeben hatte, waren diese inzwischen wieder verschwunden. Sie banden zwei Boote los, setzten sich hinein und ruderten in die Nacht hinaus. Das Wasser war ruhig, kein Wind wehte und dichte Wolken bedeckten den Himmel, sodass sie nicht fürchten mussten entdeckt zu werden. Während der Fahrt wurde kaum gesprochen, und wenn sie einander etwas zu sagen hatten, dann taten sie es nur mit leiser Stimme, denn Geräusche werden auf dem Wasser weit getragen. Ein gutes Stück von der Insel entfernt hörten sie auf zu rudern und warteten. Es machte keinen Sinn, jetzt schon an Land zu gehen. Wie vermutet tauchten aus der verborgenen Bucht bald die ersten Boote auf. Sie waren breit und nicht sehr lang. Nur undeutlich konnten sie die am Rand stehenden Krieger erkennen. Die Kinder saßen wohl in der Mitte. Auf einem Boot fanden rund zwanzig Personen Platz. Also hatten sie mit etwa

zehn Booten zu rechnen. Als das zehnte ausgelaufen war und keines mehr folgte, wussten sie, dass sie sich dem Ufer nähern konnten. Inzwischen hatte sich die Wolkendecke geöffnet und schwaches Mondlicht schimmer-
te hindurch. Ohne die bange Anspannung wäre es eine friedliche, stim-
mungsvolle Nacht gewesen. Zum Glück drang etwas davon in ihre Herzen
und erfüllte sie mit Mut und Zuversicht.

Kapitel 5

Der Freistaat

Wie abgemacht kletterten die vier älteren, nämlich Judith, Jessica, Thomas und Marcel, aus dem Boot und stiegen die Treppe empor, die bis ans Wasser reichte. Kurz darauf verschwanden sie hinter einem Felsvorsprung. Die vier jüngeren, das waren Sara, Udo, Mustafa und Samira, ruderten im schwachen Mondlicht mit beiden Booten zur Insel zurück, verbargen sie in der Bucht hinter der Gruft und setzten sich in die warmen Jacken eingehüllt ans Ufer, um auf die Nachricht ihrer Kameraden zu warten. Es war inzwischen Mitternacht geworden. Da sie nicht wussten, wie lange sie zu warten hatten – im schlimmsten Fall konnte es bis Sonntagabend dauern – beschlossen sie Marcells Vorschlag umzusetzen und bestimmten untereinander, in welcher Reihenfolge sie wachen wollten. Jedes musste abwechselungsweise drei Stunden übernehmen. Mustafa machte den Anfang. Die anderen suchten in einem Schuppen Unterschlupf, um zu schlafen. Während der ersten drei Stunden ereignete sich nichts. (Ein Seemann hätte gesagt: „sechs Glasen“, weil die Zeitmessung auf einem Seegelschiff früher mit einer Sanduhr vorgenommen wurde, die sich in einer halben Stunde leerte. Eine Wache dauerte damals vier Stunden.) Als Mustafas Zeit um war, weckte er Samira. Diese war noch schlaftrunken und wenig erfreut, biss aber auf die Zähne und dachte, dass sie ja anschließend nochmals drei Stunden schlafen könne. Der Betrieb auf der Insel würde erst um neun Uhr beginnen. Sie setzte sich also an die gleiche Stelle, wo Mustafa gesessen hatte, legte den Schulranzen als Polster gegen einen Steinbrocken und lehnte sich mit dem Rücken an, während sie sich in eine Woldecke hüllte, die sie aus dem Schrank ihres Zimmers mitgenommen hatte. Aufmerksam schaute sie zu den Felsklippen hin. Diese waren gut einen Kilometer entfernt. Angenommen es käme jetzt ein kreisendes Blinkzeichen, dann müsste sie zuerst die anderen wecken. Danach würden sie gemeinsam die Boote aus dem Versteck holen. Das würde sicher eine Viertelstunde dauern und um hinüberzurudern, würden sie nochmals so lange brauchen. Doch damit musste die andere Gruppe ja rechnen. Manchmal ließ sie die Augen ein wenig zur Seite schweifen. Hie und da drehte sie sich kurz gegen den Schuppen um, den sie allerdings von ihrem Platz aus nicht sehen konnte. Dann besann sie sich wieder auf ihre Aufga-

be und nahm sich vor die Treppe nicht mehr aus den Augen zu lassen. Sie konnte sich ja noch weiter nach hinten lehnen, die Knie anziehen, die Ellbogen darauf stellen und den Kopf so mit den Händen stützen, dass sie immer in die gewünschte Richtung blickte. Dann brauchte sie bloß noch die Augen offen zu behalten. Das funktionierte eine Weile ganz gut, bis der knappe Schlaf sein Opfer forderte. Nachdem sie ein-, zweimal kurz eingenickt war, beschloss sie aufzustehen, die Glieder zu renken, tief einzuatmen und einige Schritte auf und ab dem Ufer entlang zu gehen, wobei sie immer zu den Felsen hinübersah. Das half und danach fühlte sie sich wieder frischer.

Als Marcel und seine Gruppe die Felsen betraten, waren sie sicher den richtigen Weg eingeschlagen zu haben, denn die Boote der Heuschrecken hatten sich gegen diese Treppe zu bewegt, waren dann aber in einem jetzt wieder verschlossenen Tor verschwunden. Vorsichtig und jeden Lärm vermeidend zwängten sie sich durch eine engen Öffnung in ein turmartiges Gemäuer mit einer Wendeltreppe, stiegen darin hoch, bis ihnen fast schwindlig wurde und erreichten einen ebenen Korridor. Dieser wies wie auch der Turm alle paar Meter eine Fensteröffnung ähnlich einer Schießscharte auf, durch die etwas Helligkeit vom See her eindrang. Schließlich langten sie bei einer schweren Holztür an, die sich ohne Mühe öffnen ließ, und traten in einen geräumigen, wenn auch niedrigen Saal. Das war ohne Zweifel eine mittelalterliche Waffenkammer, denn hier türmten sich Helme, Brustpanzer, Kettenhemden und Schilde. Den Wänden entlang waren Speere und Wurfspieße, Hellebarden, Schwerter, Äxte, Morgensterne und vieles mehr aufgestellt. Das alles konnten sie nur kurz im Schein ihrer Taschenlampen erkennen. Durch eine Tür am Ende des Saals traten sie in einen zweiten, ähnlichen Raum. Darin entdeckten sie zu ihrer Verwunderung Ständer mit den wohlbekannten grünen und vielen anderen Kostümen, dazu Regale mit Masken, Perücken, Bärten, Hüten, Taschen und sonstigen Bühnenrequisiten. Auch die Heuschreckenmasken waren da. Es gab Vitrinen mit Schmuck, ausgestopften Tieren, Musikkassen und allem möglichen Krimskrams. Eigentlich war nicht ganz klar, ob diese Dinge für richtige Theatervorstellungen bestimmt waren oder nur für Maskenbälle und Ähnliches. Als sie den Raum verließen, gelangten sie wieder in einen Korridor und bald darauf in ein beleuchtetes Treppenhaus, durch das Stimmen aufstiegen. Vorsichtig gingen sie mehrere Stockwerke hinunter, während die Geräusche immer lauter wurden. Schließlich blieben sie neben einer weit geöffneten Tür zu einem Ankleideraum stehen. Darin lagen ziemlich unordentlich Kleidungsstücke herum. Hier mussten vor kurzem

die entführten Kinder gewesen sein, denn viele der Kleider erkannten sie wieder. Judith bekam ein mulmiges Gefühl und dachte an ihr Hänsel- und Gretelerlebnis und die kinderfressenden Kobolde. Sie schritten weiter bis zur Brüstung einer Galerie. Der Lärm war nun erheblich. Musik mischte sich mit Gelächter und dem Klirren von Gläsern und Besteck. Als sie verstohlen über den Rand guckten, stockte ihnen der Atem. In einem großen, hell erleuchteten Saal tummelten sich inmitten von jungen, gut aussehenden Frauen und Männern die entführten Schülerinnen und Schüler, alle in feine Klamotten gekleidet, die Mädchen gestylt, mit neuen Frisuren und luxuriösen Klunkern behangen, die Jungen geschniegelt und gebügelt. Sie bewegten sich teils geziert, teils elegant vom exzellenten Büffet zu den ledernen Sesseln und von den schummrigen Nischen zur Tanzfläche. Da war eine richtige Party im Gang. Judith hatte sich gewaltig geirrt.

Da nun scheinbar keine Gefahr mehr bestand, außer dass ihre Kleidung nicht dem hiesigen Standard entsprach, richteten sich Judith, Jessica, Thomas und Marcel auf und wurden auch prompt entdeckt. Ein junger Mann, den Marcel von früher her kannte, kam zu ihnen empor und stellte sich als Claudio vor. Er fragte, wie sie hereingekommen seien, und sagte dann: „Die Tür zur Waffenkammer müsste eigentlich abgeschlossen sein. Aber da ihr nun mal hier seid, dürft ihr euch frei bewegen. Wir machen ehrliche Geschäfte. Für euch haben wir nichts bezahlt und ihr könnt auch wieder gehen, wann ihr wollt. Zuerst seid ihr aber eingeladen an der Willkommensparty mitzumachen.“ Während er seinen Blick über die vier schweifen ließ, fügte er hinzu: „Nur neu einkleiden können wir euch jetzt nicht. Das wird euch sicher nichts ausmachen.“ Dann gingen sie gemeinsam nach unten. Die anderen Kinder, die sie alle kannten, schauten belustigt auf die Ankömmlinge, verkniiften sich aber spöttische Bemerkungen. Claudio sagte: „Bedient euch ruhig am Büffet. Dann können wir uns in eine Ecke setzen und ich erzähle euch etwas über unser Land.“ „Land?“, fragte Thomas. „Ich dachte wir seien in einer Felsenhöhle.“ „Hier schon nicht mehr“, antwortete Claudio. „Dieses Gebäude ist zwar in den Fels hineingebaut, aber der Zugang befindet sich auf der offenen Seite gegen die Ebene hin. Davon gleich mehr!“ Also schritten sie zu den Tischen, besorgten sich Teller und legten Fleischkrapfen, Käseküchlein und Quiches mit Spinat, Kürbis oder Zwiebeln hinein. Dazu gab es verschiedene Beilagen, Salate, kalte Platten mit Fleisch und Käse, Früchte und selbstverständlich Kuchen, Pudding, Cremen, Eis und Getränke. Auch Bier und Wein waren da und sie sahen mit Erstaunen, dass sich einige Kinder ungehindert damit bedienten. Auch geraucht wurde im Saal, sowohl von

Kindern wie von Erwachsenen. Jugendliche räkelt sich in den Fauteuils und knutschten miteinander. Auch Erwachsene knutschten untereinander und mit den Jugendlichen.

Als sich alle vier wieder bei Claudio eingefunden hatten und genüsslich das Essen einnahmen – sogar Judith war mit der Auswahl zufrieden (die störrische Dame kann ihre üblen Gewohnheiten einfach nicht lassen!) – begann dieser mit seinem Vortrag: „Ich lebe jetzt seit vier Jahren im Freistaat, so heißt unser Land nämlich, und bin Finanz- und Anlageberater. Im Augenblick bin ich noch ledig, werde aber nächstes Jahr heiraten. Am Anfang ging es mir gleich wie den Jugendlichen, die jetzt hier sind. Als ich frisch ankam, gab es ein großes Fest zur Begrüßung. Da wurden wir auch alle neu eingekleidet. Die Kleider mussten wir hernach aber wieder abgeben. Danach kamen wir zu verschiedenen Familien und Einzelpersonen und mussten dort ziemlich hart arbeiten. Manche hatten es gut und konnten bald eine bessere Arbeit finden. Ich erhielt zum Beispiel eine Anstellung bei einer Bank. Andere müssen sich auch heute noch für wenig Geld abrackern. Ich habe jetzt schon ein schönes Sümmchen beisammen und kann mir einen schnellen Wagen und ein eigenes Haus leisten. Auch für den Fall, dass ich krank werde, habe ich vorgesorgt.“ „Das tönt so, als ob es bei euch keine Krankenversicherung gibt“, sagte Samira. „Wir sind ein freies Land und jeder kann tun oder lassen, was ihm gefällt“, antwortete Claudio. „Wenn du tüchtig bist, kannst du es weit bringen. Wenn du versagst, hast du halt Pech. Hier brauchst du einfach Geld, viel Geld, denn alles kostet. Wer eine Schule besuchen will, muss dafür bezahlen. Das Fahren auf den Straßen kostet. Auch das Atmen kostet, dafür bezahlen wir eine Kopfsteuer. Schließlich verbrauchen wir dabei ja Sauerstoff und der muss zuerst in Wäldern und auf Plantagen produziert werden.“ „Du hast gesagt – darf ich Du sagen? – : ‚Wer eine Schule besuchen will ...‘. Müssen denn nicht alle zur Schule gehen?“, fragte Jessica. „Zur ersten Frage: Ja, du kannst mich duzen. Wir haben keine Regeln, außer was der Vorgesetzte befiehlt. Wenn mein Chef mir sagt, ich müsse am Wochenende arbeiten, da ich zu viel Zeit vertrödelte hätte, so muss ich das eben. Wenn er mich dafür nicht bezahlen will, so zweige ich etwas Geld ab, ohne dass er es merkt.“ „Wie passt das denn zur Ehrlichkeit, von der du gesprochen hast?“, wollte Samira wissen. „Gleich“, sagte Claudio. „Zuerst schulde ich noch eine Antwort auf die zweite Frage: Nein, bei uns muss man nichts tun, was man nicht will. Deshalb ist die Schule auch nicht Pflicht.“ „Eben hast du gesagt, du müsstest arbeiten, wenn dein Chef es verlangt“, wandte Thomas ein. „Das ist ein Missverständnis. Niemand kann mich dazu zwin-

gen. Nur wird mein Chef mich entlassen, wenn ich nicht gehorche. Ich könnte mir zwar aus der Kasse genug Geld für ein paar Jahre nehmen und verduften. Dann könnte ich mir eine kleine Privatarmee zulegen und selber Geschäfte machen. Es gibt Leute, die so handeln; aber mir ist das Risiko zu groß.“ „Bedeutet das, dass es bei euch keine Polizei, keine Richter und keine Gefängnisse gibt?“, fragte Thomas ungläubig. „Ich habe schon gesagt, bei uns kann jeder tun oder lassen, was er will. Wir brauchen keine Polizei. Angenommen es ereignet sich ein Verkehrsunfall. Weil es keine Regeln gibt, hat auch niemand eine Vorschrift verletzt und keiner wird bestraft. Wozu braucht es da eine Polizei und Richter?“ „Aber vielleicht ist ein Schaden entstanden. Wer soll denn dafür geradestehen?“, insistierte Thomas. „Wenn es keine Schuldigen gibt, braucht auch niemand zu bezahlen. Ist dein Auto kaputt, reparierst du es selber oder gehst zu Fuß, wenn du die Reparatur nicht bezahlen willst.“ „Ist dein Bein gebrochen, amputierst du es selber oder gehst auf den Händen“, spottete Thomas und fuhr fort: „Du hast die Frage nach der Bedeutung von Ehrlichkeit noch nicht beantwortet.“ „Das war ein Versprecher. Solche Begriffe verwenden wir eigentlich nicht. Ich habe nur daran gedacht, dass das für euch wichtig ist. Bei uns ist es so, dass wir einfach möglichst viel Geld machen und im Luxus leben wollen. Wer das schafft, ist angesehen und wird nicht mit unangenehmen Fragen belästigt. Und wenn doch, hat er die Mittel, die Fragerei zu stoppen.“ „Dann kommt es hier schon vor, dass Meinungsverschiedenheiten gewaltsam ausgetragen werden?“, fragte Marcel. „Waffen sind frei erhältlich und jeder darf davon Gebrauch machen“, antwortete Claudio. „Deshalb gibt es schon hie und da eine Schießerei, aber das macht das Leben ja interessant und die Presse hat etwas zu schreiben.“ „Wäre es für dich denn lustig, wenn dabei ein Angehöriger getötet würde?“, fragte Jessica. „Wir haben keine besonderen Gefühle für einander. Für uns zählt nur möglichst hoch auf der Leiter des Erfolgs zu kommen, egal wohin wir dann vielleicht stürzen. Das kümmert ja doch niemanden“, war Claudios Antwort. Nun hatte Judith noch eine Frage. Sie dachte dabei an das Fest der dunklen Macht und die Eröffnungsworte, die irgendeine geistliche Autorität gesprochen hatte. „Wenn junge Männer aus dem Freistaat einmal im Jahr nach Edelstadt kommen, tun sie das eigentlich, um Kinderklaven einzukaufen. Ist das so?“ „Was für ein hässliches Wort! Solche Wörter sollte man hier besser nicht gebrauchen; sie könnten einigen Leuten missfallen“, antwortete Claudio. „Ich habe gedacht, bei euch dürfe man sich frei äußern!“, beschwerte sich Judith. „Meinungsfreiheit bedeutet bei uns, dass eine Ansicht mit der öffentlichen Meinung übereinstimmen

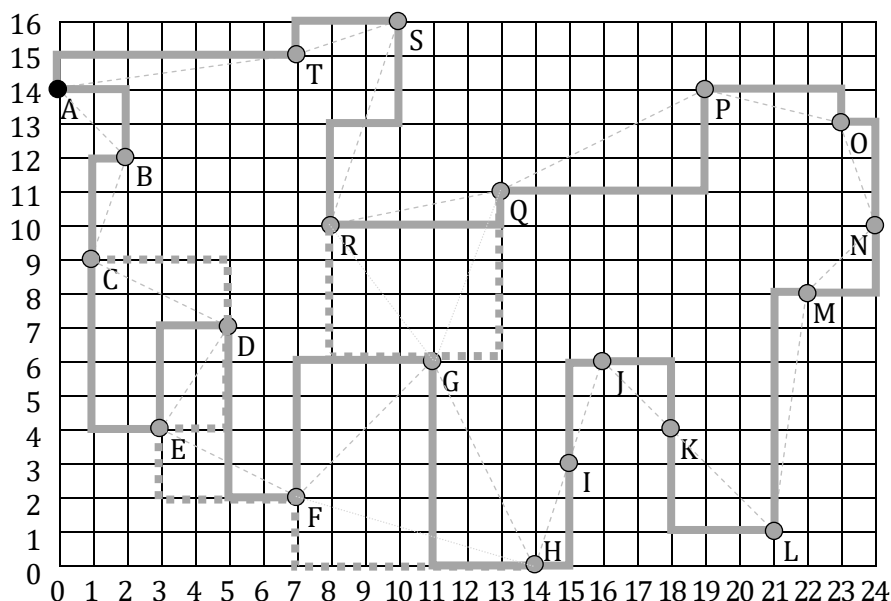
muss“, entgegnete Claudio. „Sind denn immer alle der gleichen Meinung?“, fragte Judith weiter. „Nein, sicher nicht! Aber wir sind uns darin einig, was nicht der öffentlichen Meinung entspricht.“ „Das verstehe ich nicht. Das heißt ja wohl, dass etwas beliebig falsch, aber nicht richtig sein darf, um der öffentlichen Meinung nicht zu widersprechen. Aber nun zur eigentlichen Frage: Wenn ihr euch dabei als Heuschrecken verkleidet und als Abgesandte einer höheren Macht – in Edelstadt nennt man sie die ‚dunkle Macht‘ – auftrittet, hat das irgendeine Bewandtnis?“ Nun wurde Claudio ein wenig böse: „Erstens trete ich persönlich nicht als Heuschrecke auf. Zweitens weiß ich nicht, warum das Heuschrecken sind; das ist einfach so Tradition. Und drittens glauben wir nicht, dass es so etwas wie eine dunkle Macht gibt. Das ist eine Erfindung, die man in Edelstadt liebt, um dem Geschäft einen Hauch von Würde und Schicksalhaftigkeit zu geben. Aber jetzt haben wir genug über Philosophie geredet und ihr solltet schlafen gehen. Ich zeige euch eure Unterkunft. Heute Nachmittag, morgen und übermorgen könnt ihr dann unser schönes Land bereisen und meinetwegen am Sonntagabend wieder zu euch nach Hause fahren.“ Es war tatsächlich bereits vier Uhr in der Früh. Marcel besprach sich mit den anderen, ob sie die Jüngerer zu sich holen wollten. Angesichts der Gefahren und negativen Einflüsse fanden sie es besser, das nicht zu tun. Marcel sollte zurück zum See gehen, sie herrufen, ihnen die Situation schildern und sie ins Internat zum Schlafen schicken. Am Sonntagabend sollten sie in der Dunkelheit wieder mit beiden Booten zur Treppe kommen und dann würden sie gemeinsam heimfahren. Marcel stieg also nach unten, gab das verabredete Zeichen und wartete.

Nach Samiras Uhr war es jetzt Viertel vier. Eben hatte sie sich wieder hingesetzt und in ihre Decke gehüllt, als in der Ferne ein kleines Licht erschien. Zum Glück war die Sicht klar und sie konnte genau die kreisförmigen Bewegungen erkennen. Sofort richtete sie sich auf, zündete ihre Lampe an und schwang sie weit ausholend hin und her. Auf der Gegenseite erlosch das Licht. Man hatte also ihre Antwort bemerkt. Rasch packte sie die Decke in den Schulranzen, schritt zum Schuppen und weckte Udo, Sara und Mustafa. Verständlicherweise waren auch diese leicht misstrauisch und hätten noch mehr Schlaf vertragen können. Zum Sprechen war ihnen nicht zu Mute außer Udo, dem das immer leicht fiel. „Morgenstund hat Kaugummi im Mund! Wollt ihr auch einen?“, war sein Morgengruß. Englisch hätte er wohl gesagt: „The early bird catches the chewing gum.“ Dann gingen sie gemeinsam zur Bucht, stiegen in die Boote und ruderten auf die Felsen zu. Als sie schon fast dort waren, fiel Samira ein, dass sie noch ein

Signal hätte geben sollen, aber das war jetzt nicht mehr nötig, denn sie konnten bereits Marcel auf der Treppe erkennen. „Steigt nicht aus!“, sagte dieser, als sich Udo daran festzuklammern versuchte. „Ich will euch kurz erzählen, was wir vorgefunden haben.“ Dann berichtete er von der Waffenkammer, den grünen Kostümen und Heuschreckenmasken, der Willkommensparty mit dem Alkohol, den knutschenden Leuten und wie gefährlich es im Freistaat sei. Er und die anderen drei hätten vor, das Land zu erkunden, damit sie später in Edelstadt etwas gegen den Kinderhandel unternehmen könnten, und fuhr weiter: „Wir haben darüber diskutiert, ob es euch etwas bringt, wenn ihr mitkommt und vielleicht in leichte Gesellschaft, Streit oder eine Schießerei gerät. Die Party ist jetzt vorbei, zu essen gibt es nichts mehr und schlafen könnt ihr im Internat wahrscheinlich besser. Wir selber werden am Mittag wieder aufstehen und losfahren und schlagen vor, dass ihr uns übermorgen Sonntagabend um neun hier abholt. Dann ist es ausreichend dunkel und ihr könnt die Boote unbemerkt nehmen. Was denkt ihr darüber?“ Hinterher fiel ihm ein, dass sie kurz zuvor über Ehrlichkeit gesprochen hatten und dieses Verhalten nicht recht dazu passte. Zwar ist ein Furtum usus (Lateinisch, Übersetzung je nach Gesetzgebung: Diebstahl zum Gebrauch, Gebrauchsanmaßung oder Entwendung zum Gebrauch) eines Ruderbootes in manchen Ländern straffrei, wenn der Dieb kein Schloss aufbricht, das Boot unbeschädigt zurückbringt und der Besitzer keinen sonstigen Schaden erleidet, weil er es zum Beispiel nicht selber hat benutzen oder vermieten wollen, aber ehrlich ist das trotzdem nicht. Deshalb war er nicht unglücklich, als Sara sagte, sie würde schon lieber in die Schule zurückkehren und richtig auschlafen, aber am Abend so spät herkommen sei ihr zuwider. Udo schlug vor, die Mädchen könnten ja daheim bleiben, aber das fanden diese unfair. Deshalb einigten sie sich darauf, dass die Kinder den Bootsbesitzer aufsuchen, um die Erlaubnis bitten und am Sonntagabend bereits um sechs zurück sein sollten. So ruderten die vier Jüngeren zum Hafen, vertäuten die Boote und marschierten nach Hause, denn zu dieser Stunde fuhr keine Straßenbahn mehr. Marcel ging wieder nach oben durch die dunklen Räume und auf der gegenüberliegenden Seite die Treppen hinunter bis zum Schlafgemach. Sicher gab es einen kürzeren Weg, aber sich diesen erklären zu lassen wäre zu kompliziert gewesen. Als er im Zimmer ankam, schliefen die anderen schon fest. Er nahm sich vor, um zwölf aufzuwachen. Dann sollten sie Claudio treffen und von ihm eine Karte und Tipps für ihre Reise erhalten. Auch etwas Geld würde er ihnen geben, denn ohne Geld lief hier ja gar nichts.

Als sie gleichentags gegen Mittag erwachten, schien die Sonne hell durchs Fenster. Sie befanden sich leicht erhöht am Rand einer großen Ebene. In vielleicht zwanzig Kilometer Entfernung ragten wieder Felsen auf, dazwischen gab es einige bewaldete Hügel, kleine Seen und verstreute Ortschaften. Diese machten jedoch einen seltsamen Eindruck. Neben siloartigen Hochhäusern erhoben sich gläserne Paläste und dazwischen lagen in wirrer Anordnung einzelne Anwesen mit Villen, Swimmingpools und Parkanlagen. Ortsplanung war hier offensichtlich ein Fremdwort. Zwischen den Ortschaften verliefen schnurgerade, rechtwinklige Straßen, sodass man bequem von einer zur andern Siedlung gelangen konnte. Noch während sie durchs Fenster blickten, trat Claudio ins Zimmer und lud sie ein, mit ihm zusammen in ein Restaurant essen zu gehen. Nach dem Frühstück oder eigentlich Mittagessen gab er ihnen die folgende Karte und sagte dazu: „Wie ihr sicher bemerkt habt, ist unser Land ziemlich flach und fast rechteckig. Es gibt zwanzig größere Ortschaften, jede mit etwa tausend bis fünftausend Einwohnern. Der Einfachheit halber nennen wir sie A-Dorf, B-Dorf usw. Auf der Karte seht ihr das Straßennetz, das mit einem Kilometer Maschenweite unser Land überzieht. Die Linien könnt ihr auch zur Bestimmung einer Ortschaft verwenden. Zum Beispiel gehört das Zahlenpaar (11|6) zu G-Dorf. Man nennt das seine Koordinaten. Ihr müsst einfach zuerst auf der Karte nach rechts oder Osten zählen, das ist die x-Richtung, und ihr findet die x-Koordinate, nämlich 11, und danach nach oben oder Norden, das ist die y-Richtung, und ihr findet die y-Koordinate, nämlich 6. Diese Bezeichnungen sind praktisch, wenn ihr mit einem Computerprogramm die kürzeste Wegstrecke berechnen wollt. Damit ihr nicht unnötig Zeit verschwendet und nur einmal durch jede Ortschaft fährt, empfehle ich euch die Reise gut zu planen. Das ist in unserem Fall auch ohne Computer nicht allzu schwierig. Eigentlich könnt ihr an jedem Ort etwas Interessantes besichtigen. Eine Liste mit Sehenswürdigkeiten gibt es auf der Rückseite der Karte. Für den Aufenthalt habe ich euch etwas Geld mitgebracht. Ich denke, das sollte reichen. Am besten geht ihr nun zu einer Autovermietung und besorgt euch einen Wagen. Wenn wir uns wiedersehen, soll es mich freuen. Im anderen Fall wünsche ich euch eine gute Heimkehr.“ Offenbar waren seine Gefühle doch noch nicht ganz erloschen. Nachdem sich Claudio verabschiedet hatte, gab es zunächst lange Gesichter. Marcel war als ältester gerade sechzehn und hatte noch keinen Führerschein, obwohl das in anderen Ländern bereits möglich gewesen wäre. Benzinmotoren kannte er auch nur vom Hörensagen; aber da hier alles erlaubt war, konnten sie es ja versuchen und zuerst auf einer Nebenstraße

einige Erfahrungen sammeln. Weil Marcel ein ruhiger und verantwortungsbewusster Mensch war, vertrauten sich ihm die anderen an und hofften, alles werde gut gehen. Bevor sie loszogen, wollten sie aber erst einmal auf der Karte ihre Reiseroute planen und die kürzeste Strecke suchen. Die Karte sah abgesehen von den Grenzen und geografischen Einzelheiten so aus:



Judith schlug vor den dick ausgezogenen Weg zu fahren und kam auf total 118 km. Jessica stellte fest, dass der dick punktierte Weg von C über D und E nach F um 2 km kürzer war und dachte, es sei auch kürzer von F direkt nach H und dafür von Q über G nach R zu fahren. Aber Thomas zählte nach und bemerkte, dass das keinen Unterschied ausmache. Marcel, der den Satz des Pythagoras kannte und deshalb auch Diagonalen berechnen konnte, sagte, wenn man gerade Wege statt gewinkelte zuließe, gäbe das schon einen Unterschied. Der Weg von Jessica von C nach F sei zwar immer noch kürzer, aber ihr zweiter Vorschlag von F nach H und von Q über G nach R sei länger, woraus man erkennen könne, dass die Lösung mit geraden Wegen im Allgemeinen anders verlaufe als mit gewinkelten. Mit Diagonalen sei der gesamte Weg (die fein gestrichelte Strecke) übrigens knapp 90 km lang. Er sagte auch, sie hätten dieses Problem, das als „Problem des Handlungsreisenden“ bekannt sei, in der Schule kurz behandelt.

Im Fall von Freistaat gebe es vom Punkt A aus 19 Möglichkeiten, zu einem nächsten Punkt zu kommen, danach 18 Möglichkeiten für einen übernächsten Punkt usw., im Ganzen also $19 \cdot 18 \cdot 17 \cdot \dots \cdot 3 \cdot 2 \cdot 1$ Möglichkeiten. Für $1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot \dots \cdot 17 \cdot 18 \cdot 19$ schreibe man abgekürzt $19!$ und spreche das als „neunzehn Fakultät“ aus. Man müsse jedoch nur die Hälfte der Möglichkeiten zählen, da immer ein Hin- und ein Rückweg gleich lang seien. Bei vier Punkten und dem Ausgangspunkt A seien zum Beispiel die Wege ABCDA und ADCBA, ABDCA und ACDBA sowie ACBDA und ADBCA gleich lang. Bei zwanzig Städten gebe es also nur $\frac{1}{2} \cdot 19! = 60\,822\,550\,204\,416\,000$ Weglängen zu berechnen (Deutsch gut sechzig Billiarden, Englisch heißen die Billiarden „quadrillions“). Damit sei allerdings auch ein Computer überfordert und man suche deshalb nach Rechenmethoden, um solche Aufgaben in kürzerer Zeit lösen zu können. Das sei eines der Millenniumprobleme der Mathematik und für den Beweis, dass das prinzipiell möglich oder eben nicht möglich sei, erhalte der Entdecker eine Million Dollar Preisgeld ausbezahlt.

Als nächstes legten sie fest, dass sie am Nachmittag bis F-Dorf gelangen wollten. Dort gab es einen zoologisch-botanischen Garten mit den fünf Hauptklimazonen Tropen, Subtropen, gemäßigte Zone, Subpolar- und Polargebiete, zum Teil unterteilt in die verschiedenen Vegetationszonen, jede einige Hektar groß und unter einer Glaskuppel. Laut Beschreibung waren in einer natürlichen Umgebung viele Pflanzen und Tiere zu sehen – eine einmalige Gelegenheit, Hitze und Kälte, Feuchte und Trockenheit auf kleinem Raum zu erleben. Die Wagenmiete verlief problemlos. Eigentlich war es ein Kauf. Da der Vermieter nicht damit rechnen konnte, dass der Mieter den Wagen zurückbrachte, verlangte er den Verkehrswert als Pfand. Autos waren hier aber spottbillig und darum machte ihnen das nichts aus. Es war ja auch nicht sicher, ob sie davon noch etwas zurückbekommen würden.

Nachdem alle eingestiegen waren, richtete Marcel den Fahrersitz, den Rückspiegel und die Außenspiegel, schnallte sich an und kontrollierte, ob die anderen auch angegurtet waren, steckte den Zündschlüssel ein, trat mit dem linken Fuß auf die Kupplung und mit dem rechten auf die Bremse und ergriff den Ganghebel, um durch eine leichte Links-Rechts-Bewegung zu prüfen, ob kein Gang eingelegt war. Dann drehte er, ohne die Pedale loszulassen, den Zündschlüssel kurz zum Anschlag nach rechts, bis der Motor lief, schaltete das Abblendlicht ein, legte den richtigen Gang ein, schaute sich um und betätigte den Blinker. Anschließend löste er die Handbremse, während er mit dem linken Fuß sanft einkuppelte und

gleichzeitig mit dem rechten etwas Gas gab, rollte an, ließ die Kupplung langsam los und drehte mit wenig Gas vorsichtig eine Runde auf dem Vorplatz. Danach beschleunigte er, kuppelte aus, schaltete in den zweiten Gang und kuppelte sanft wieder ein. Zum Anhalten an einer Ampel würde er bremsen, auskuppeln und in den ersten Gang schalten. An einer steilen Stelle würde er zusätzlich die Handbremse benutzen, um beim Anfahren nicht rückwärtszurollen.

Bei einem Automatikgetriebe wäre das Starten anders: Den linken Fuß ganz nach links stellen und nie benutzen, den Zündschlüssel einstecken, auf die Bremse treten und den Ganghebel auf N (neutral, Leerlauf) stellen. Darauf den Zündschlüssel kurz nach rechts drehen, bis der Motor läuft, das Abblendlicht einschalten, sich umschaun und den Blinker betätigen. Anschließend den Ganghebel auf D (Englisch: drive, fahren) stellen, die Handbremse lösen und leicht Gas geben. Das Schalten in einen höheren oder tieferen Gang erfolgt automatisch mit dem Gas- oder Bremspedal. Zum Überholen kräftig auf das Gas treten, damit das Getriebe herunterschaltet und der Motor beschleunigt ("kick-down"). Wenn man den maximalen Gang (1...3) manuell wählen oder wieder mit D fahren will, muss man auf die Bremse treten. Eine manuelle Einstellung ist bei Bergfahrten nützlich, damit der Motor (beim Herauf-) oder die Bremsen (beim Herunterfahren) nicht überhitzen. Das Anhalten an einer Ampel geschieht nur mit der Bremse, der Ganghebel bleibt auf D. R (Englisch: reverse) ist zum Rückwärtsfahren bestimmt (zum Einlegen eventuell die Bremse drücken). Zum Parken schauen, blinken, bremsen und anhalten. Bei einem Automatikgetriebe den Ganghebel auf P (parken) stellen. Bei einem manuellen Getriebe beim Bremsen herunterschalten und nach dem Anhalten den kleinsten Gang in der Wegfahrtrichtung einlegen. Den Motor abstellen, die Handbremse an- und den Zündschlüssel abziehen. Nicht vergessen das Licht auszuschalten. Mit einer leeren Batterie kann man nicht mehr gut losfahren!

Nachdem Marcel auch erfolgreich durch das Quartier gekurvt war, angehalten und rückwärts eingeparkt hatte, wagte er sich auf die Hauptstraße. Diese war mehrspurig. So konnte er sich auf der innersten Spur bewegen, denn außen waren die Raser unterwegs. Geschwindigkeitsbegrenzungen oder gar Kontrollen gab es ja keine. In B-Dorf hielten sie kurz an, um in einen tiefen Sodbrunnen zu gucken. Das war nicht ungefährlich, denn die Öffnung war nicht mit einem Gitter versehen. Marcel warf einen Stein hinein und zählte vier Sekunden bis zum Aufklatschen. Dann sagte er: „Vier im Quadrat macht sechzehn mal fünf macht achtzig. So viele Meter

ist der Brunnen tief. Genau genommen müsste ich mal neun Komma acht eins geteilt durch zwei rechnen und noch den Schallweg abziehen. Also ist er in Wirklichkeit nur siebzig Meter tief.“ (Englisch hätte er mal sechzehn statt mal fünf gerechnet und zweihundertsechsfünfzig Fuß oder abzüglich den Schallweg zweihundertdreißig Fuß erhalten.) Die Weiterfahrt nach C-Dorf verlief ebenfalls ohne Schwierigkeiten. Dort gab es eine monumentale Bronzeplastik zu besichtigen. Sie war etwa sieben Meter hoch und enthielt eine große Anzahl Fabelwesen, Menschen- und Tiergestalten, die aus der Unterwelt aufstiegen oder in sie hinunterstürzten und um einen zentralen Denker gruppiert waren. Jessica erkannte sie sogleich als eine Kopie von Auguste Rodins Höllentor. Als sie danach gegen D-Dorf zu fahren, wurde der Verkehr immer dichter. Zwei Kilometer vor dem Zwischenziel mussten sie anhalten, denn auf der Kreuzung hatte sich trotz den Ampeln ein Unfall ereignet. Der Krankentransportwagen war schon da und die Rettungsmannschaft verhandelte mit den Verletzten. Erst nach geduldigem Warten konnten sie nach rechts abbiegen und die nächste Station ihrer Reise erreichen. Deshalb überlegten sie sich, ob es nicht besser gewesen wäre, D- und E-Dorf zu überspringen und auf einem verkehrsfreien Umweg direkt nach F-Dorf zu fahren. Was die beiden Ortschaften zu bieten hatten, interessierte sie nicht: ein Kino mit freizügigen Filmen und eine Schnapsbrennerei. So kamen sie bereits um halb vier beim Park an, stellten den Wagen ab und lösten die Einlasskarten.

Zuerst begaben sie sich in die Halle mit dem Regenwald. Eben war ein heftiges, künstliches Gewitter niedergegangen und das ebenfalls künstliche Sonnenlicht drang stellenweise wieder durch das dichte Blätterdach. Die Luft war feucht und warm und nach kurzer Zeit hatten sie das Gefühl, verschwitzt zu sein, weil die Kleider auf der Haut klebten. Geführt von Erklärungen, die in den Kopfhörern ertönten, kletterten sie um die Stelzwurzeln von Mangrovenbäumen, stiegen über Treppen an Sträuchern und herabhängenden Lianen vorbei durch die verschiedenen Stockwerke, bewunderten in Baumnischen und Astgabeln wachsende Pflanzen, beobachteten in braunschwarzen Tümpeln Echsen und Schildkröten, im Geäst Affen und bunte Vögel und lauschten den faszinierenden Geräuschen des Waldes. Aus der Schule wussten sie von der Bedrohung der Regenwälder durch Brandrodungen und Holzschlag. Darüber wurde hier nichts gesagt. Sie wollten gerade die nächste Halle mit der Savanne betreten. Da stürmte eine Gruppe betrunkenen Jugendlicher herein, maskiert und mit Paintballgewehren bewaffnet, und fing an wie wild mit gelben Farbkugeln auf die Termitenhügel und Affenbrotbäume zu schießen, sodass der Auf-

seher gezwungen war einen nicht geplanten Platzregen auszulösen, einerseits, um die Vandalen zu verjagen, andererseits, um die Farbe wieder abzuwaschen. Die anderen Hallen waren ebenso eindrucksvoll und weitere Zwischenfälle blieben glücklicherweise aus. Bevor sie den Park verließen, erhielten sie noch eine Belehrung über gleichgeschlechtliche Beziehungen im Tierreich, die auch vorkämen und ganz normal seien. Judith dachte bei sich, es komme auch vor, dass ein Löwe eine Hyäne aus purer Wut töte und nicht, weil er Hunger habe. Ob der Sprecher wohl meine, dass tierisches Verhalten zur Rechtfertigung von menschlichem dienen könne. Gerade im Bereich der sexuellen Beziehungen gebe es eine erschreckende, so genannte Freizügigkeit, die eigentlich genau das Gegenteil sei und den Menschen die Möglichkeiten zur Entwicklung und zum geistigen und emotionalen Wachstum raube, weil sie ihnen vorgaukle, der sofortige Genuss sei alles und dahinter komme nichts mehr. Dabei übersah sie geflissentlich, dass ihre Ansichten nicht der öffentlichen Meinung im Freistaat entsprachen. Nach der Besichtigung quartierten sie sich im Hotel des Parks ein, die Mädchen und Jungen getrennt, und verbrachten eine ruhige Nacht.

Am nächsten Morgen, es war inzwischen Samstag geworden, beabsichtigten sie mittags bis J-Dorf und abends bis M-Dorf zu fahren. In der Filmstadt von J-Dorf wollten sie eine Stuntshow anschauen, am Abend könnten sie dann in M-Dorf einem Rodeo oder Rockkonzert beiwohnen. Weil es in der Filmstadt noch andere Vorführungen gab und die Jungen mehr an Action als an Kultur interessiert waren, ließen sich die Mädchen dazu bewegen, ohne Zwischenhalt dorthin zu fahren. Als sie H-Dorf durchquerten und feststellten, dass gerade der Wochenmarkt stattfand, mussten die Jungen ihnen aber trotzdem einen Halt zugestehen. Neugierig spazierten sie an den Verkaufsständen vorbei und wunderten sich über das Aussehen der angeblichen Markenartikel. Einmal hielten sie an und fragten den Händler nach der Echtheit der Kleider und Schuhe. Dieser wusste keine Antwort, argumentierte aber, dass kein äußerlicher Unterschied feststellbar sei und dies deshalb keine Rolle spiele. Sie könnten den Waren schließlich auch nicht ansehen, ob sie gestohlen seien. Hauptsache sei doch die Erscheinung und nicht das Drum und Dran. Auf ihren Einwand, sie wüssten, wie die echten Artikel aussähen, antwortete er, bei ihm seien alle so und sie sollten endlich verschwinden.

Nach der Ankunft in J-Dorf nahmen sie zuerst an einer Führung durch die Filmstudios teil. Dabei konnten sie auch ein Unterseeboot und eine Raumkapsel betreten. Bevor die Stuntshow begann, auf die sich Thomas mäch-

tig freute, weil wilde Verfolgungsjagden, tollkühne Sprünge und natürlich Explosionen und Brände angesagt waren, gingen sie noch zur Westerncity. Die meisten Häuser bestanden zwar nur aus Fassaden, aber der Gang durch die Hauptstraße war ein Erlebnis, besonders als einige um sich knallende Cowboys zu Pferd angesprengt kamen. Thomas wollte gerade die Flügeltür zum Saloon aufdrücken, als ein Schrei die Luft zerriss. Einer der Cowboys stürzte, vermutlich von einer Kugel getroffen, beinahe vor ihre Füße. Sogleich wurden sie von einer wütenden Menge umringt, beschimpft und ins Büro des Sheriffs gedrängt. Dieser konnte nichts anderes tun als sie zu ihrem Schutz im Gefängnis einschließen. Vielleicht tat er das auch, um seine Autorität zu beweisen, obwohl er nur eine Filmfigur war. Draußen gestikulierte die Meute und rief: „Hängt sie!“ Für die vier war nicht klar, ob das nur Teil eines Spiels war oder bitterer Ernst. Sicher war bloß, dass sie wieder einmal in der Patsche saßen und sich selber helfen mussten. Marcel trat ans Gitter und versuchte mit einem Wortführer ins Gespräch zu kommen. „Hört mal“, sagte er. „Ich weiß nicht, was geschehen ist; aber wir sind nicht beteiligt. Niemand von uns hat eine Waffe. Niemand hat Schmauchspuren an den Händen. Ihr könnt uns gerne untersuchen, wenn ihr uns nicht glaubt.“ Einer der Ankläger trat vor und sagte unwirsch: „Wir sind keine Chemiker!“ Darauf entgegnete Thomas: „Aber ihr könnt auf unsere Hände und Arme geschmolzenes Paraffin auftragen und unter dem Mikroskop nachsehen, ob ihr Pulverrückstände findet.“ Dieser Vorschlag leuchtete ein. Die Menge zog sich zurück, um zu beraten. Jemand sagte: „Wir präparieren das Paraffin selber mit Ruß und können sie so überführen.“ Also eröffneten sie den vier: „Einverstanden. Wir beschaffen das Material. In einer halben Stunde sind wir zurück und dann werden wir sehen, ob ihr die Wahrheit sprecht.“ Da meldete sich Judith zu Wort: „Wir möchten in zehn Minuten bei der Stuntshow dabei sein. Diese dauert auch etwa eine halbe Stunde.“ Thomas fragte sich in Gedanken: „Seit wann interessiert sich Judith für solche Darbietungen?“, fand aber keine Antwort. Die Randalierer boten wieder kurz und akzeptierten auch diesen Wunsch, drohten aber, dass sie bei einem Fluchtversuch sofort schießen würden. Also gingen sie gemeinsam zur offenen Arena. Judith drängte darauf, dass sie sich zuvorderst hinsetzten, um direkt beim Ort des Geschehens zu sein. Thomas und Marcel war das nur recht. Die Show begann mit einem Überfall auf eine Bank. Die Polizei nahm sogleich die Verfolgung auf. Ein halsbrecherisches Rennen folgte. Die Fahrt der Gangster endete in einer Feuerhölle, wobei die vier von einer Wolke aus Rauch und Gestank eingehüllt wurden. Das wiederholte sich während der

Vorführung noch mehrmals und nun verstand Thomas Judiths Absicht. Als sie nämlich nachher zum Sheriff zurückgeführt wurden und sich im Paraffin jede Menge Ruß fand, verlangten sie, dass auch ihre Wächter geprüft wurden, und diese hatten ebenso viel Ruß auf der Haut. So endete diese Episode, von der sie immer noch nicht wussten, ob sie ein Scherz war, schließlich doch mit ihrer Freilassung. Als sie über die Ereignisse nachdachten und über das, was sie vorhatten oder was sich vielleicht noch zutragen konnte, fiel ihnen ein, dass sie eigentlich mit einer anderen Absicht auf die Reise gegangen waren. Sie wollten ja nicht Abenteuer suchen, sondern mit Menschen sprechen, um die Zustände im Freistaat und besonders das Schicksal der Kindersklaven nach ihrer Rückkehr dokumentieren zu können. Deshalb beschafften sie sich zwei Camcorder und Speicherkarten, fuhren nach K-Dorf und machten sich paarweise zur Befragung auf.

Judith und Jessica sprachen als erstes mit Lea. Diese war sechzehn Jahre alt und vor drei Jahren als Hausmädchen zu einer Familie nach K-Dorf gekommen. Sie war gerade unterwegs zum Einkaufen und hatte wenig Zeit, da sie zu Hause das Mittagessen kochen musste. Ihre Herrin behandelte sie nicht sehr gut. Sie hielt Lea dauernd auf Trab, nörgelte an allem herum und gönnte ihr kaum Freizeit. An eine Ausbildung wagte sie nicht zu denken, obwohl sie gerne Kinderkrankenschwester geworden wäre. Für eine Fachschule hätte sie bezahlen müssen, aber dafür reichte ihr bescheidenes Einkommen nicht. Deshalb hatte sie keine Hoffnung auf eine bessere berufliche Zukunft. Vielleicht werde sie einen Freund finden und eine Familie gründen. Andernfalls werde das Leben trotzdem irgendwie weitergehen. Als Jessica fragte, ob sie denn nach Edelstadt zurückkehren möchte, antwortete Lea: „Ich glaube nicht, dass das anders wäre. Dort müsste ich ebenfalls arbeiten.“ „Du könntest in der Schule die Ausbildung machen, die du dir wünschst“, entgegnete Jessica. „Du brauchtest dir auch keine Sorgen um deine Zukunft zu machen. Wie du dich sicher erinnerst, kriegt man bei uns alles umsonst und muss weniger schuften als du hier.“ „Ich kann hier nicht weg. Ich wüsste nicht, wie ich den Freistaat verlassen könnte“, antwortete Lea. Damit hatte sie allerdings recht. Jessica kannte auch keine Möglichkeit und in Edelstadt hätte man Lea sicher wieder zurückgeschickt, da die Stadt ja für sie kassiert hatte. Deshalb waren sie umso mehr motiviert weitere Interviews aufzuzeichnen und daheim eine Änderung der Handelsbeziehungen zu erreichen.

Thomas und Marcel trafen den zwanzigjährigen Gerald vor einer stattlichen Villa an. Er stand bei der Pforte, hatte eine Maschinenpistole umge-

hängt und wollte sie zunächst wegschicken. Als sie ihre Herkunft und ihr Anliegen erklärt hatten, willigte er ein einige Auskünfte zu erteilen. Er stammte ebenfalls aus Edelstadt und stand seit einem Jahr im Dienst eines reichen Mannes, der Geschäfte betrieb; was für welche, wusste er nicht genau oder wollte er nicht sagen. Marcel fragte ihn ebenfalls, ob er wieder nach Edelstadt kommen möchte. Aber Gerald wehrte ab: „Ich habe mich gut eingelebt. Mein Job gefällt mir. Ich verdiene nicht schlecht und finde es hier ganz interessant.“ „Hast du nie daran gedacht, einen Beruf zu erlernen?“, wollte Marcel wissen. „Ich bin nicht besonders gern zur Schule gegangen. Gut, dass ich sie hinter mir habe. Für das, was ich hier tue, habe ich genug gelernt“, war Gerald's Antwort. Dann sagte er ihnen, es wäre besser, sie würden jetzt gehen.

Ihr nächster Gesprächspartner war Robert Raffhof. Auf ihn stießen sie mit Hilfe eines Laufjungen, der auf ihre Frage antwortete, er selbst sei hier geboren, aber der Herr Direktor stamme aus Edelstadt. Der Firmennamen RRACC stand für Robert Raffhof Assets Concealing Company, eine Firma, die, wie der Direktor freimütig ausführte, darauf spezialisiert war, die Vermögenswerte ihrer Kunden vor dem Steueramt zu verstecken. Während sie die Kamera laufen ließen, was Herr Raffhof ohne Weiteres erlaubte, da seine Tätigkeit zwar illegal, aber nicht strafbar sei, betrachtete Thomas mit wachsender Besorgnis die Gesichtszüge und das diktatorische Gebaren dieses Herrn. Es bestand unzweifelhaft eine Ähnlichkeit mit dem Boss. Offensichtlich gab es Verbindungen wirtschaftlicher und sicher auch politischer Art zwischen Edelstadt, dem Freistaat und seinem Herkunftsort. Auf ihre Frage, ob er sich vorstellen könne nach Edelstadt zurückzukehren, lachte er nur und sagte: „Ich habe gute Kontakte und bin an Gesellschaften in Edelstadt und anderswo beteiligt. Persönlich fühle ich mich hier freier. Wie ihr seht, geht es mir hervorragend und für eine Änderung besteht kein Anlass.“ Dann wollte er einige Gegenfragen stellen, aber Thomas fand es besser, sich zu bedanken und den Ort rasch, aber unauffällig zu verlassen. „Uff!“, sagte Thomas, als sie draußen waren. „Der Chef scheint mir ein Verwandter des Bosses zu sein, der uns gefangen gehalten hat.“ „Deshalb hast du darauf gedrängt, das Interview zu beenden?“, vergewisserte sich Marcel. „Ich wollte keinen Verdacht erwecken. Ich möchte nicht nochmals in die Klemme kommen. Das könnte doch einmal schief gehen!“, erwiderte Thomas. „Immerhin hast du dich inzwischen einschlägig weitergebildet“, neckte ihn Marcel. „Was heißt hier ‚einschlägig‘?“, wehrte sich Thomas. „Ich habe bisher noch keine Bomben gelegt und uns immerhin dank meiner Sprengstoffkenntnisse herausge-

hauen, auch wenn der entscheidende Einfall von Judith kam.“ „Das stimmt“, sagte Marcel. Dann gingen sie die Mädchen suchen.

Diese hatten inzwischen ein weiteres Gespräch mit einer jüngeren Frau geführt. Sie hieß Barbara und war schwatzhaft, quirlig und zerstreut. Aus ihren unzusammenhängenden Geschichten war zu entnehmen, dass ihre Haupttätigkeit aus Discobesuchen bestand und sie einen großen Bekanntenkreis hatte. Sie kamen kaum dazu, ihr Fragen zu stellen. Barbara erzählte nur von ihren Erfolgen und Abstürzen. Die Frage nach ihren Zukunftsplänen überhörte sie und an ihre Vergangenheit konnte sie sich nicht erinnern.

Das war der Stand, als sich beide Gruppen trafen. Danach fuhren sie zum nächsten Ort und befragten weitere Personen. Die Jungen sprachen mit einem Damian und einem Laszlo, die Mädchen mit einer Celine und einer Melanie. Die Resultate waren ähnlich wie bei den ersten Gesprächen: Niemand wollte etwas in seinem Leben ändern; niemand glaubte, dass ein besseres Leben möglich sei. Offenbar waren alle durch die Umstände bereits so abgestumpft, dass sie keine höheren Ziele mehr hatten. Vielleicht hatten sie auch gar nie welche gehabt. „Was, denkt ihr, muss man ändern, damit die Kinder in Edelstadt nicht in das gleiche Fahrwasser geraten?“, fragte Jessica laut und drückte damit aus, was allen auf den Lippen lag. „Wir müssen das Fest der dunklen Macht verhindern“, schlug Thomas vor, während sie in Richtung M-Dorf fuhren. „Das dürfte nicht so einfach sein, außer du legst eine Stinkbombe“, sagte Marcel, was Thomas mit einer Grimasse beantwortete, und fuhr fort: „Sicher muss man dafür sorgen, dass die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Freistaat aufhört. Wir können ja selber Güter für den Export produzieren oder Edelstadt für den Tourismus öffnen.“ Judith ergänzte: „Es braucht auch eine Änderung der Einstellung. Es ist gut, dass man in Edelstadt alles Lebensnotwendige ohne Bezahlung erhält und dafür arbeitet. Aber vielleicht ist das zu einfach und verhindert, dass man richtig plant und einteilt und sich darum kümmert, ob auch die Mitmenschen genug haben. Ich denke, man sollte bewusster leben, sich bewusster ernähren, mehr Sport treiben oder sich sonst wie körperlich betätigen und auch eine Einrichtung haben, die einem eine geistige Führung gibt.“ „Denkst du an so etwas wie ein Orakel?“, erkundigte sich Jessica. „Das haben wir ja alles bereits. Da versetzt sich ein Medium angeblich in Trance und plappert Vorhersagen über irgendwelche Ereignisse daher, die dann doch nicht eintreffen. Das macht aber nichts, weil die Leute die falschen Wahrsagungen bis dahin wieder vergessen haben. Dabei geht es gar nicht darum, was in Zukunft geschehen wird, sondern

dass wir das Richtige tun und zwar genau jetzt; dann ist auch die Zukunft gesichert. Aber das ist leider unbequem“, ereiferte sich Judith. „Hast du denn eine Vorstellung, wie man Antworten auf Fragen bekommt?“, wollte Marcel wissen. „Ja, das habe ich“, antwortete Judith. „Dazu braucht es kein Medium, keine Tarotkarten, keine sogenannte höhere Erkenntnis, sondern zwei ganz einfache Eigenschaften, nämlich ...“ Leider kam Judith nicht mehr dazu, ihren Satz zu beenden; denn sie waren in M-Dorf angekommen und suchten einen freien Parkplatz. Der Entscheid, ob Rodeo oder Rockkonzert war nicht einfach. Schließlich einigten sie sich auf das Konzert. Aus dem ganzen Land waren Menschen hergereist, vorwiegend Jugendliche, und standen diskutierend, rauchend und trinkend vor dem Stadion. Schon ertönte Musik aus den Lautsprechern. Es war die gleiche, die sie während des Konzerts nochmals Play-back hörten, nur kamen noch die Lichteffekte dazu. Die Musik gefiel ihnen ganz gut, aber die Nebenerscheinungen waren eher unangenehm: Zuhörer, die die Musik fast übertönten, andere, die sich prügeln und solche, die umkippten – alles in allem überwog der Radau. Nach dem Konzert suchten sie freie Plätze in einem Motel, konnten aber keine mehr finden. Darum fuhren sie noch am gleichen Abend zwei Dörfer weiter. Den Sonntag verbrachten sie in P-Dorf, wo es einen malerischen See gab. Das Wetter war angenehm warm. Sie reckten und dehnten sich in der Sonne, sprachen über alles Mögliche, verpflegten sich dazwischen an einem Imbissstand und fuhren bereits um vier Uhr die fünfunddreißig Kilometer nach A-Dorf zurück. Dort deponierten sie den Wagen, gingen zu Claudio, übergaben ihm den Rest des Geldes und ließen sich zum Durchgang am See führen. Marcel entging es nicht, dass Claudio die elektronische Schließvorrichtung mit einem fünfstelligen Kode öffnete. Dann sagten sie Adieu, traten hinaus und setzten sich auf die Treppe am Ufer. Pünktlich um sechs kamen Udo, Sara, Samira und Mustafa mit zwei Booten angerudert. Sie stiegen ein. Thomas und Marcel übernahmen die Ruder und paddelten zum Hafen zurück, während sie ihre Erlebnisse berichteten.

Kapitel 6

Die Wandlung

In Edelstadt war es ruhig geworden. Alles nahm seinen gewohnten Lauf. Zwar war die Schule um fünfzehn Prozent geschrumpft, aber in den folgenden Wochen gab es einigen Zuwachs von außen. Der Bau des Hallenbades schritt planmäßig voran und bereits im kommenden Herbst sollte die Eröffnung stattfinden. Über die verschwundenen Kinder wurde nicht gesprochen. Es war tatsächlich so, dass man dieses Ereignis in Edelstadt als Fügung des Schicksals hinnahm. Judith und Marcel hatten es sich jedoch zur Aufgabe gesetzt, etwas gegen den Kinderhandel zu unternehmen. Sie druckten Flugblätter, veranstalteten Diskussionen am runden Tisch, wozu sie auch Politiker einluden, und erreichten schließlich, dass eine Kommission sich mit Alternativen befasste. Außer dem Tourismus, den Marcel schon früher vorgeschlagen hatte, fanden sich noch andere Möglichkeiten: ein geothermisches Kraftwerk in einer erhöhten Bucht des Sees, das die ganze Region versorgen könnte; der Export von Elektrofahrzeugen, wofür man in Edelstadt eine moderne Produktionsstätte hatte; der Bau von Freizeitanlagen nach dem Muster des Parks auf der Insel. Die Zucht von Regenbogenforellen, die Herstellung von Dünnschichtsolarzellen und die Ausbildung von Führungskräften waren weitere, kleinere Projekte. Als diese Pläne konkreter wurden, befasste sich auch der Senat mit dem Vorhaben, den Kinderhandel mit dem Freistaat zu stoppen, und fand, man müsse den Haushalt in Zukunft so gestalten, dass mit den zu erwartenden Einnahmen aus Steuern, Ausfuhren und Tourismus alle öffentlichen Ausgaben bestritten werden könnten. Man würde die Ausgaben nach ihren Auswirkungen auf Wirtschaft, Umwelt, Lebensqualität usw. analysieren und bewerten und so aufteilen, dass der Nutzen maximal werde. Das sei nicht einfach.

Um die Aufgabe zu veranschaulichen, kann man das sogenannte „Rucksackproblem“ betrachten, zum Beispiel in der folgenden Form: In einen Rucksack mit 15 kg Tragfähigkeit soll eine Auswahl von Waren so eingepackt werden, dass der Wert maximal ist, das Gewicht (korrekt: die Masse) aber nicht überschritten wird.

	Typ	€	kg	€ : kg
	 A	5	3	1,67
	 B	10	4	2,50
	 C	8	5	1,60
	 D	10	8	1,25
	 E	18	12	1,50

Von jedem Artikel sei nur ein Stück vorhanden. In diesem Fall sind folgende Kombinationen möglich:

Anzahl Artikel	1	2	3	4	5
	A	AB	ABC	ABCD	ABCDE
	B	AC	ABD	ABCE	
	C	AD	ABE	ABDE	
	D	AE	ACD	ACDE	
	E	BC	ACE	BCDE	
		BD	ADE		
		BE	BCD		
		CD	BCE		
		CE	BDE		
		DE	CDE		
Total Kombinationen	5	10	10	5	1

Das Total aller Möglichkeiten beträgt $2^5 - 1 = 31$. Die Kurzschreibweise dieser Zahlen haben wir bereits früher angetroffen. Sie lautet:

Total Kombinationen	$\binom{5}{1}$	$\binom{5}{2}$	$\binom{5}{3}$	$\binom{5}{4}$	$\binom{5}{5}$
---------------------	----------------	----------------	----------------	----------------	----------------

Daraus sind folgende Kombinationen am besten:

Rang	A	B	C	D	E	T [€]	T [kg]
1.	1	1		1		25	15
2.	1	1	1			23	12
3.	1				1	23	15

Wenn dagegen von jedem Artikel mehrere Stücke vorhanden sind, gibt es zum Beispiel diese Kombinationen mit Repetition:

Anzahl Artikel	1	2	3	4	5
	A	AA	AAA	AAAA	AAAAA
	B	AB	AAB	AAAB	AAAAB
	C	AC	AAC	AAAC	AAAAC
	D	AD	AAD	AAAD	AAAAD
	E	AE	AAE	AAAE	AAAAE
		BB	ABB	AABB	AAABB
		BC	ABC	AABC	AAABC
		BD	ABD	AABD	AAABD
		BE	ABE	AABE	AAABE
		CC	ACC	AACC	AAACC
		CD	ACD	AACD	AAACD
		CE	ACE	AACE	AAACE
		DD	ADD	AADD	AAADD
		DE	ADE	AADE	AAADE
		EE	AEE	AAEE	AAEE
			...	...	...
Total Kombinationen	5	15	35	70	126

Die Kurzschreibweise lautet in diesem Fall:

Total Kombinationen	$\binom{5}{1}$	$\binom{6}{2}$	$\binom{7}{3}$	$\binom{8}{4}$	$\binom{9}{5}$
---------------------	----------------	----------------	----------------	----------------	----------------

Das Total aller Möglichkeiten beträgt mit maximal fünf Stücken (es könnten theoretisch auch mehr sein) $2 \cdot \binom{9}{5} - 1 = 251$. Die besten Kombinationen mit Repetition sind:

Rang	A	B	C	D	E	T [€]	T [kg]
1.	1	3				35	15
2.	5					25	15
3.			3			24	15

Dass der Artikel B dominiert, ist nicht erstaunlich, denn er hat das beste Preis-Gewichts-Verhältnis, nämlich 2,50. Der Artikel A mit dem kleinsten Gewicht ist ebenfalls gut vertreten. Im Gegensatz zum Problem des Handlungsreisenden ist die Anzahl der Möglichkeiten drastisch kleiner und es gibt ein abgekürztes Rechenverfahren, sodass man nicht alle durchrechnen muss.

Während also auf politischer Ebene einiges ins Rollen kam, gab es im Versteckten auch Leute, die um ihre Pfründen fürchteten und die Neuerungen zu hintertreiben suchten. Mit aus der Luft gegriffenen Statistiken und düsteren Prognosen wollten sie der Bevölkerung weis machen, dass die geplanten Änderungen ruinös seien. Wer diese Bemühungen verfolgte, konnte unschwer erkennen, welche Firmen mit Unternehmen im Freistaat kooperierten. Auch Judith und Marcel hätten darauf kommen können. Da sie sahen, wie ihre Anstrengungen anfangen Früchte zu tragen, arbeiteten sie jetzt jedoch mehr daran, die Essgewohnheiten der Kinder zu verbessern und für sportliche Aktivitäten zu werben. Sie führten ein Programm ein, das den Namen "fit-4-future" (f4f) trug und organisierten Kurse und Fitnesswochen. Damit diese Tätigkeiten eine nachhaltige Wirkung hatten, verzichteten sie auf Wettkämpfe, sondern stellten Diplome für fünfzig, hundert, zweihundert usw. Trainingskilometer aus. Dafür wollten sie von Zeit zu Zeit ein Meeting durchführen, damit die Motivation und das Gemeinschaftsgefühl gestärkt würden und die Teilnehmer zusammen Spaß haben könnten. Eine solche Zusammenkunft sollte im Frühjahr auch auf

der Insel stattfinden. Da werde es einen Stationenlauf mit lustigen Aufgaben geben wie Wasser im Mund transportieren, Mauerbau mit Harassen, wo jedes Kind auf einem Turm stehen muss und die Gruppe die Anzahl Harasse als Punkte erhält, usw. Eine Station sollte in der Gruft sein, die jetzt ihren Schrecken verloren hatte. Um alle Gefahren auszuschließen, würden sie Leuchten aufstellen. Deshalb begaben sie sich in ein Geschäft und ließen sich einige Modelle zeigen. Eine helle, aufladbare LED-Lampe schien ihnen besonders geeignet zu sein. Sie baten den Geschäftsinhaber sie zur Probe ausleihen zu dürfen. Nachdem sie die Einzelheiten ihres Vorhabens erklärt hatten, überließ er sie ihnen für den kommenden Samstag. Es war eine Lampe der Marke RR Account Care Corporation. Gemeinsam zogen die acht am Samstag nach dem Morgenessen los. Zuerst gönnten sie sich eine Achterbahnfahrt. Danach schritten sie die geplante Strecke ab und legten die Spielorte fest. In der Gruft würden die Teilnehmer die Aufgabe haben, Geräusche zu erkennen, zum Beispiel ein Glas zerbrechen, Maschine schreiben, duschen, Wolfsgeheul, Ticken einer Uhr usw. Dafür würden sie die Leuchten und einen batteriebetriebenen CD-Player benötigen. Zusammen betraten sie die Kammern, diskutierten die Abläufe und machten eifrig Notizen. Damit sich die Gruppen später in der Gruft frei bewegen konnten, war es erforderlich, den Sperrmechanismus an der Drehtür zu entfernen. Das gelang ihnen dank der LED-Lampe und einem mitgebrachten Schraubendreher. Kaum waren sie einige Schritte auf die Bucht zu gegangen, als die Stahltür der Kammer zugeschlagen wurde. Während Udo zur Tür rannte und vergeblich dagegen hämmerte, liefen die anderen durch die Gänge zum See, konnten aber niemanden erblicken. Der Bootsplatz war leer. Nur einige Behälter standen da. Offensichtlich war die Tür von der anderen Seite her zuge drückt worden. Dieses Mal war die Lage hoffnungslos. Zum Schwimmen war das Wasser jetzt wirklich zu kalt. Schreien half nichts und anders konnten sie sich nicht bemerkbar machen. In ihrer Verzweiflung durchsuchten sie die Kisten an der Höhlenwand und stießen dabei auf kleine rote Pakete mit der Aufschrift „Semtex“. Thomas war begeistert und rief: „Das ist genau das, was wir brauchen. Jetzt fehlen uns nur noch ein elektrischer Sprengzünder, eine Zündmaschine, isolierte Drähte, einige Holzstücke, etwas fester Karton oder Blech und ein Klebeband.“ All das fanden sie ebenfalls, was darauf hindeutete, dass der Boss noch weitere dunkle Geschäfte betrieb. Nun faltete Thomas einen etwa vier Zentimeter breiten und vierzig Zentimeter langen Kartonstreifen der Länge nach im rechten Winkel, bog ihn so zu recht, dass er um das Türschloss passte und klebte ihn mit der Öffnung

nach unten wie ein Giebeldach auf der Tür an. Zur Verstärkung legte er noch ein paar Holzstücke darunter. „Dieser Hohlraum ist nötig, damit der Druck der Explosion auf eine Linie gebündelt wird. Man nennt das eine Schneidsprengung. Sie wirkt wie eine Hohlladung bei einem panzerbrechenden Geschoss“, erklärte er fachmännisch. Dann formte er aus dem plastischen Sprengstoff eine dicke Wurst, quetschte sie etwas flach und drückte sie so auf den Kartonwalm, dass dieser dick eingehüllt wurde. An einer Stelle presste er den Zünder in den Sprengstoff und befestigte die Drähte. Darüber brachte er Holzstücke an, die er ebenfalls anklebte. Dabei achtete er darauf, dass auch die Decke gut geschlossen war, denn auf diese Weise würde sich der Druck aufbauen. Diese Tätigkeit heiße „Verdämmen“, sagte er. Dass es sich bloß um Holzstücke und papierenes Klebeband handle, das man von Hand zerreißen könne, sei unerheblich. „Die Detonationsgeschwindigkeit ist so hoch, dass die Trägheit dieses Materials reicht“, fügte er hinzu. Dann begab er sich mit den anderen um die Winkel zum Ankerplatz, während er die Drähte auslegte. „Eigentlich müsste ich jetzt die vorgeschriebenen Alarmzeichen geben. Aber hier sind wir allein und sicher“, sagte er. „Bei einer unsachgemäßen Sprengung kann eine starke Druckwelle entstehen, welche die Splitter hunderte von Metern weit schleudert.“ Danach schloss er die Drähte an der Zündmaschine an, entsicherte das Gerät und drückte auf den Auslöseknopf. Ein kurzer, heller Knall ertönte. Als sie zurückeilten, fanden sie die Tür wie von Geisterhand geöffnet vor. Erleichtert über den guten Ausgang und die rasche Befreiung verließen sie die Gruft. Vom Boss war nichts zu sehen. Da sie nun alle Stationen und Aufgaben skizziert hatten, gingen sie wieder zum Rummelplatz, setzten sich ins Karussell mit den rotierenden Teetasen, holten sich Pizzen und Eis und beschlossen den Tag mit einer nochmaligen Achterbahnfahrt.

Während der Rückkehr kam Thomas endlich dazu, seinen Vortrag, den er in der Schule auch schon gehalten hatte, vor seinen Kumpanen zu wiederholen: „Vielleicht möchtet ihr mehr über Sprengstoffe hören“, begann er seine Ausführungen und fuhr nach ihrem Nicken, das man als Zustimmung oder Müdigkeit deuten konnte, fort: „Heute ist es so, dass man zwar immer noch auf einfache Weise Sprengstoff aus Kunstdünger herstellen kann. Aber das ist ziemlich aufwendig, gefährlich und außerdem verboten. Viel einfacher und interessanter sind Versuche mit Calciumcarbid (CaC_2), das man in kleinen Mengen in Apotheken oder vielleicht auch in einem Baumarkt als Mittel gegen Wühlmäuse erhält. Beim Versetzen mit Wasser entsteht das leicht entzündliche Gas Ethin (Acetylen, C_2H_2), dazu gibt es

wegen der Verunreinigungen bei technischer Qualität noch unangenehm riechende, giftige Nebenprodukte, die man aber nur in ungefährlichen Mengen einatmet. Für eine Karbidkanone nimmt man ein starkes Kartonrohr mit sieben bis acht Zentimeter Durchmesser und bohrt in der Mitte ein etwa fünf Millimeter großes Loch hinein. Unten verschließt man das Rohr mit einer Holz- oder Kunststoffscheibe, die man festnagelt oder anklebt, oben mit einem großen Korken aus der Drogerie oder einem improvisierten, gut sitzenden Stopfen. Mit dem Karbid im verschlossenen Glas, etwas Wasser, Watte und einem Feuerzeug begibt man sich nach draußen und entfernt sich genügend von Menschen und Tieren, die gestört werden könnten. Dann nimmt man den Stopfen ab und greift ein oder zwei Steinchen Karbid aus dem Glas. Das Glas verschließt man sofort wieder. Die Steinchen packt man in wenig Watte ein, taucht sie rasch ins Wasser, wirft sie ins Rohr, während man das Zündloch mit dem Finger zuhält, und setzt den Stopfen wieder auf. Den Finger immer noch auf der Öffnung bewegt man das Rohr mehrmals auf und ab, klemmt es unter den Arm, richtet es in eine freie Schussrichtung und hält das Feuer an das Zündloch. Der Knall ist laut und die Stichflamme eindrucklich. Bei einer Demonstration im Schulzimmer müssen die Schüler Mund und Ohren offen oder beides zu halten, damit das Trommelfell keinen Schaden nimmt. Mit Vorteil warnt der Lehrer die Kollegen vor und zielt nicht auf die Deckenbeleuchtung, die verglaste Originallithographie oder die Ehrenurkunde an der Wand. Für ein anderes, noch ungefährlicheres Experiment benötigt man eine wasser- und feuerfeste Unterlage, zum Beispiel einen Teller, einen wenn möglich durchsichtigen Plastikbecher, einen Gummistopfen mit einer Bohrung und ein Glasrohr mit etwa sechs bis acht Millimeter Außendurchmesser und dreißig Zentimeter Länge, das genau in die Bohrung passt – und sich übrigens auch gut als Blasrohr verwenden lässt, wenn man die Strafaufgaben nicht scheut. Den Plastikbecher stellt man mit dem Boden nach oben auf den Tisch, brennt mit einem heißen Gegenstand, zum Beispiel einem Lötkolben, ein Loch in die Mitte des Bodens, sodass der Gummistopfen mit dem Glasrohr genau hineinpasst, und bringt unten, nahe beim Rand des Bechers, links und rechts zwei kleine Luftöffnungen an, beide etwa fünf Millimeter groß. Das Ganze sieht dann aus wie eine kleine Torte mit einer riesengroßen Kerze. Dann wickelt man wieder ein oder zwei Steinchen Karbid in Watte, taucht sie kurz ins Wasser, legt sie auf die Unterlage, stellt den Becher mit dem Glasrohr darauf und verschließt die beiden Luftlöcher mit den Fingern. Sobald aus dem Rohr genügend weißer Rauch entweicht, wird abgepackelt, das heißt, das Acetylen angezündet. Nun

kann man die Luftlöcher freigeben und beobachten, wie sich die Explosionsgrenze im Rohr langsam nach unten verschiebt und es am Ende im Becher zu einer harmlosen Knallgasexplosion kommt. Vielleicht muss man dabei das Glasrohr auffangen, damit es nicht zerbricht. Behälter, die splittern können, dürfen für solche Experimente niemals verwendet werden. Feuchtes Karbid in einem Glas kann sich selbst entzünden und darf darum nur an einem sicheren, trockenen Ort aufbewahrt werden. Übrigens wurden Karbidlampen früher als Fahrzeug- und Grubenlampen verwendet und kommen immer noch bei der Höhlenforschung zum Einsatz.“ Natürlich wurden diese Erläuterungen gebührend beklatscht.

Einige Wochen später fand im Rahmen der Aktion f4f das Jugendtreffen auf der Insel statt. Es war ein voller Erfolg. Auch die Essgewohnheiten der Kinder wurden besser und die Menschen fingen an bewusster zu leben und sich mehr für einander zu interessieren. Programme zur Betreuung von Kranken und Betagten wurden eingeführt. Jede Familie oder Einzelperson, die dazu in der Lage war, erhielt andere zugeteilt, für deren Wohlergehen sie besorgt sein sollte. Judith fand Freunde und Freundinnen. Thomas hatte wieder Spaß am Fußballspielen. Die Polizei wurde fast nur noch für den Verkehrsdienst und Ordnungsaufgaben eingesetzt und an die Weihungszeremonie dachte niemand mehr. Dafür gab es jetzt in Edelstadt ein so genanntes Nichtorakel, an das sich jedermann wenden konnte, um Auskünfte allgemeiner Art und Ratschläge für eine erfolgreiche Lebensführung zu erhalten. Man konnte es zu jeder Tages- und Nachtzeit anrufen, entweder für sich selbst oder für Angelegenheiten in seinem Verantwortungsbereich; man konnte Bitten und Wünsche vorbringen oder seine Dankbarkeit ausdrücken. Wie einst über dem Apollotempel in Delphi gab es auch über dem virtuellen Eingang zum Nichtorakel eine Inschrift. Aber entgegen dem alten Spruch „Erkenne dich selbst“ (Altgriechisch: *gnoti seautón*, Lateinisch: *nosce te ipsum*) hieß es hier: „fides et oboedientia“. Die Antworten des Nichtorakels waren nicht immer leicht zu verstehen. Manchmal erhielt man nicht diejenigen, welche man sich insgeheim wünschte, oder man verstand erst hinterher, was sie bedeuteten. Und doch waren sie immer von Liebe und Weisheit geprägt, sodass kein Mensch in Versuchung kam, sein Leben unnütz zu vergeuden oder selbst zu beenden.

Im Frühsommer sollte das Hallenbad eingeweiht werden und schon war ein neues Projekt im Gespräch: ein Erlebnispark, wo die Besucher im Gegensatz zu den herkömmlichen Vergnügungsparks nicht einfach herumgeschubst und allen möglichen Verrenkungen von Maschinen aus-

gesetzt würden, sondern sich aktiv betätigen könnten. Es sollte auch nicht eine Einrichtung für Extremsportler sein, die sich unter Lebensgefahr einen Kick holen oder ihren Wert beweisen müssten, sondern vor allem dem Gruppenerlebnis dienen. Die Attraktionen auf der Insel würde man deswegen nicht stilllegen, sondern weiterführen; denn beliebt waren sie ja immer noch. Nach und nach sickerten Einzelheiten durch. Udo und Mustafa trugen sie zusammen und erzählten jeweils in den Pausen davon, wenn sie sich dann und wann mit den anderen beim Teich in der Eingangshalle trafen. Das kam zwar nicht mehr häufig vor, war aber eine Gelegenheit, alte Erinnerungen aufzufrischen. Dem Vernehmen nach werde die Anlage den Namen „Rihatsupark“ erhalten und so gestaltet sein, dass Jüngere und Ältere, Geschickte und weniger Geschickte, Gesunde und Behinderte mitmachen könnten. Rihatsu sei das japanische Wort für Schlaue und Intelligenz. Die Idee sei, in verschiedenen Welten eines Games gemeinsam Aufgaben zu lösen, um nach ihrer Erfüllung von einer Welt in eine andere aufsteigen zu können. Pro Welt habe eine Gruppe fünfzehn Minuten Zeit. Wenn die Aufgabe bis dann nicht gelöst sei, erhalte sie die nötigen Hinweise und weitere fünf Minuten dazu. Im Ganzen gebe es zwölf Welten. Die Aufgaben würden jedes Mal leicht verändert, sodass man bei jedem Besuch neu suchen und überlegen müsse. Thomas fand das spannend und dachte, da werde wohl viel geballert; aber Mustafa musste ihn enttäuschen. Das sei nicht vorgesehen. Bei einem späteren Treffen konnte Mustafa etwas über die erste Welt erzählen: „Sie heißt ‚Der Garten der Semiramis‘. Wenn die Spieler eintreten, finden sie Blumen, Büsche, Töpfe, Figuren und andere Gegenstände vor – alle aus Kunststoff –, die sie einzeln, zu zweit, zu dritt usw. an ihren durch ein Bild bezeichneten Platz bringen müssen. Sie können in geeigneter Weise Wagen, Leitern, Aufzüge und Brücken einsetzen. Sie müssen kriechen, springen, klettern, Lasten tragen, schieben, ziehen, können aber auch im Rollstuhl mithelfen. Denkvermögen und Geschicklichkeit, aber auch rasche Reaktionen sind gefragt, denn es treten unerwartete Schwierigkeiten auf. Der Garten ist nämlich mit einem Zauber belegt, der Gegenstände auseinanderbrechen lässt. Das kann man nur verhindern, indem man die gelegentlich in Hexenringen aus dem Boden auftauchenden Pilzköpfe niedertritt. Es gibt auch Cheats, womit man sich Vorteile verschaffen kann. Zum Beispiel lohnt es, alle Brunenschwengel zu betätigen; bei einem öffnen sich versteckte Durchgänge usw. Die Hindernisse, Bauten, Hilfsmittel und Gegenstände sind so gefertigt, dass man sich nicht verletzen kann. Wenn alle Gegenstände an der richtigen Stelle stehen, gibt die Steuerelektronik den Eingang zur folgen-

den Welt frei. Greifarme und Rollbänder bewegen die Objekte für die nächste Gruppe an den Ausgangspunkt zurück. Alle während einer Operation gesammelten Punkte werden zusammengezählt. Am Ende des Spiels erscheint die ewige Rangliste mit dem Gruppenresultat.“ Mustafa erklärte weiter, nicht alle Welten seien körperlich anstrengend. Bei einigen komme es mehr auf die Beobachtungsgabe und das Erinnerungsvermögen an, bei einer anderen fast nur auf das Glück. Damit müsse man im richtigen Leben schließlich auch fertig werden.

Kurz vor Beginn der Pfingstferien wurde die Bevölkerung aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Anscheinend war im Freistaat durchgesickert, dass sich die Verhältnisse in Edelstadt verändert hatten und dieses Jahr keine Kinder mehr verkauft würden. Gerüchteweise verlautete, die Regierung des Freistaats habe ein Ultimatum gestellt und mit Sanktionen gedroht. Diese Entwicklung beunruhigte nicht nur die Bürger, sondern auch den Senat. Ein Konflikt würde die Freiheit und Sicherheit in Frage stellen und das Erreichte gefährden. Deshalb beschloss der Senat zu handeln. Das sollte sich bald als richtig erweisen.

Kapitel 7

Der Kampf

Just am Freitag, den 9. Mai, als die Schulferien begannen und Edelstadt sich für den Empfang von Besuchern rüstete – die Stadtmauern waren inzwischen mit Toren versehen und die Straßen ans umliegende Netz angeschlossen worden – erließ der Senat einen Aufruf, dass junge Männer und Frauen sich für den freiwilligen Wehrdienst melden sollten. Die Altersgrenze war auf sechzehn festgelegt worden. Weil die Leute jetzt allgemein sportlicher waren, folgten viele dem Aufruf. So gingen auch Marcel, Thomas und Jessica zur Musterung, denn Thomas und Jessica hatten das geforderte Alter inzwischen erreicht. Marcel und Thomas erhielten die Einberufung in die Grenadierschule, Jessica wurde in den Sanitätsdienst eingeteilt. Freilich besaß Edelstadt nur eine kleine Streitmacht von einigen hundert Soldaten, das war etwa ein Zehntel der Armee des Freistaates, und auch die Bewaffnung war nicht sonderlich modern, da man bisher nie von irgendeiner Seite bedroht worden war; aber der Wille zur Selbstverteidigung war groß. Das Oberkommando kam bei seiner Analyse der gegnerischen Möglichkeiten rasch zum Schluss, dass der Freistaat entweder auf dem Seeweg mit den etwa zehn verfügbaren Booten und einigen Lastkähnen die Insel oder den Hafen angreifen oder mit einem im Zentrum bei den Koordinaten (12|8) gelegenen automatischen Waffensystem die Stadt beschießen könne. Folglich wurden auf der Insel und beim Hafen Stellungen errichtet, zuerst provisorisch mit Sandsäcken zum Schutz gegen leichten Beschuss und anschließend in Form von Unterständen mit Wabenpanzerung, die auch einer panzerbrechenden Munition widerstehen konnten. Marcel und Thomas erhielten eine kurze Grundausbildung und wurden nachher vor allem in der Handhabung von Panzerabwehrlenkwaffen geschult. Diese waren auf dem allerneuesten Stand der Technik. Sie verfügten über bildsensorgesteuerte Flugkörper, bei denen der Schütze nur bei der Schussabgabe kurz das Ziel anvisieren musste. Die im sichtbaren Bereich arbeitende optische Zielerkennung sorgte dafür, dass die Rakete ohne sein Zutun mit hoher Geschwindigkeit dem Ziel folgte und es zerstörte (Englisch: „Fire-and-Forget“, übersetzt: „Feuer und vergiss“). So konnte sich der Schütze bereits wieder in Deckung begeben, während die Elektronik die Rakete lenkte.

Jessica musste ebenfalls im Eiltempo einen medizinischen Kurs absolvieren. Da sie ohnehin Ärztin werden wollte und schon entsprechende Vorkenntnisse hatte, kam sie damit gut zurecht. Der erste Teil bestand aus lebensrettenden Sofortmaßnahmen bei einem Unfall. Diese kannte sie bereits von der Schule her, weil sie dort zum obligatorischen Unterricht gehörten. Sie wusste also, dass man zuerst den Unfallort absichern und Verletzte aus dem Gefahrenbereich bergen muss, ohne dass man sich selbst gefährdet. Wenn man allein ist und keine andere Transportmöglichkeit zur Verfügung hat, kann man den Rettungsgriff anwenden, wobei man einen Verletzten mit beiden Armen unter den Achseln hindurch an einem quer vor die Brust gelegten Unterarm fasst, rückwärts auf seine Oberschenkel zieht und in einer stabilen Seitenlage lagert. Wenn es nicht bereits geschehen ist, muss man sofort den Rettungsdienst und die Polizei alarmieren. Dann kontrolliert man, ob der Verletzte bei Bewusstsein ist, ob er atmet und ob sein Puls schlägt. Ist die Atmung gestört, so gibt man einem Patienten, der Fremdkörper in den Atemwegen hat und bei Bewusstsein ist, einige kräftige Schläge zwischen die Schulterblätter, damit er hustet. Bei einem bewusstlosen Patienten beginnt man sofort mit der Beatmung Mund zu Nase mit Atemstößen etwa im Sekundentakt. Dabei überstreckt man den Kopf des Patienten nach hinten, damit die Atemwege frei sind. Der professionelle Nothelfer setzt eventuell ein Röhrchen (einen „Tubus“) ein, um das Zurückfallen der Zunge zu verhindern. Zur Beatmung verwendet er eine Maske und einen Beatmungsbeutel. Bei fehlendem Herzschlag legt man den Patienten in Rückenlage flach auf eine harte Unterlage, macht dessen Brustkorb frei und kniet sich so neben ihn, dass man sich mit den Schultern über dem Herzen des Patienten befindet. Dann tastet man das Brustbein ab und sucht den Anfang des untersten Drittels. Dieser entspricht etwa dem Schnittpunkt der gedachten Linie zwischen den Brustwarzen mit dem Brustbein. Danach legt man die Handballen auf das Brustbein, streckt die Arme durch und drückt es mit dem Gewicht seines Oberkörpers etwa im Halbsekundentakt dreißig Mal vier bis fünf Zentimeter hinunter. Anschließend gibt man zwei Atemstöße. Wenn mehrere Helfer da sind, strebt man ein Verhältnis von fünfzehn Kompressionen zu zwei Beatmungen an. Bei einem Kleinkind verwendet man nur einen Handballen, bei einem Säugling nur zwei Finger oder den Daumen. Bei diesen ist ein Herzstillstand oft die Folge einer Atmungsstörung. Deshalb beginnt man hier in jedem Fall mit etwa fünf Atemstößen Mund zu Mund und Nase. Mit einem automatisierten externen Defibrillator (AED) ist die Herzmassage einfacher. Der Helfer braucht nur das Gerät

einzuschalten und die Anweisungen zu befolgen. Der AED stellt die Diagnose und erkennt die nötigen Maßnahmen. Sets mit Beatmungsbeuteln sowie Defibrillatoren waren in Edelstadt ohnehin an allen wichtigen Punkten angebracht. Als nächstes musste Jessica über Methoden zur Blutstillung und Schockbekämpfung Bescheid wissen. Danach kam sie in die Notfallaufnahme und erhielt die Aufgabe, die Vitalparameter (Blutdruck, Puls, Atemfrequenz) und mit einem Clip am Finger, Zeh oder Ohrläppchen die Sauerstoffsättigung zu messen. Schwieriger war es, die Elektroden für ein Elektrokardiogramm (EKG) in der richtigen Reihenfolge an einem Patienten anzubringen (rechter Arm – linker Arm, rechter Arm – linkes Bein, linker Arm – linkes Bein). Schließlich durfte sie mit dem Rettungsfahrzeug mitfahren. Ihr erster Einsatz kam eines Morgens gegen acht. Genau bei der Straßenbahnhaltestelle, wo Sara und die anderen nach ihrer Ankunft in Edelstadt zuerst eingestiegen waren, explodierte eine Bombe und verletzte wartende Fahrgäste. Dies war deshalb überraschend, weil die Streitkräfte Vorkehrungen getroffen und bei den Stadttoren Kontrollposten eingerichtet hatten. Jedes Fahrzeug wurde überprüft. Die öffentlichen Gebäude waren zusätzlich mit Sperren geschützt, sodass sich kein Fahrzeug unkontrolliert nähern konnte. Als Sara, Mustafa und Judith von dem Anschlag hörten, vermochten sie sich schnell einen Reim darauf zu machen. Sie erzählten der Polizei von dem versteckten Zugang durch den Tunnel. Danach wurde auch dort ein Wachposten aufgestellt. Dieses Attentat war ein deutlicher Hinweis, dass der Freistaat mit Gewalt gegen Edelstadt vorgehen wollte. Der Senat forderte deshalb die Bürger zur Wachsamkeit auf. Niemand durfte von einer unbekannten Person einen verpackten Gegenstand annehmen. Unbeaufsichtigte Gepäckstücke mussten sofort gemeldet werden. An den Schaltern, bei den Empfangs- und Haltestellen und in den Geschäften standen Polizisten, welche die Personen und Taschen durchsuchten. An verschiedenen Plätzen wurden Überwachungskameras aufgestellt und die Stadt beschaffte einen fahrbaren Roboter, um verdächtiges Gepäck ferngesteuert zerstören zu können. Die größte Gefahr ging jedoch vom Waffensystem im Freistaat aus, das sowohl im Direktschuss wie im Bogenschuss Granaten abfeuern konnte und eine große Reichweite hatte. Das Oberkommando entschloss sich deshalb, die Anlage durch eine Kommandoaktion auszuschalten. Der Grenadierzug erhielt diese Aufgabe. Da Thomas und Marcel mit den Örtlichkeiten vertraut waren, mussten sie den Weg weisen. Vor dem Abmarsch befragte der Befehlshaber das Nichtorakel. Dieses hieß den Entschluss gut und verkündete einen seltsamen Spruch. Es sagte: „Die letzten drei weisen

im Spiegel den Weg zurück. Die Gepriesene bestätigt das Geheimnis.“ Damit konnte zunächst niemand etwas anfangen. Gegen Mitternacht starteten die etwa dreißig Männer, jeder mit einer Panzerabwehrlenkwaffe ausgerüstet. Sie fuhren mit vier Motorbooten über den See zur Anlegestelle bei der Treppe, befestigten die Boote und stiegen durch den Turm zur Waffenkammer auf. Dort brachen sie die Tür auf und schritten unbemerkt durch die Räume und über die Treppen bis zum Ausgang. Für die knapp zwanzig Kilometer bis zur Waffenanlage würden sie zu Fuß etwa vier Stunden benötigen. Mit feindlichem Widerstand unterwegs war nicht zu rechnen, da sie keine Ortschaften betreten mussten. Gelegentlichen Fahrzeugen auf der Straße wollten sie rechtzeitig ausweichen. Ein paarmal gab es eine Begegnung mit einem bellenden Hund. Für diesen Fall hatten sie Fleisch eingepackt. Das half immer. Gegen halb fünf hielten sie zwei Kilometer vor der Anlage an. Weiter vorrücken war sinnlos, weil sie dann wahrscheinlich auf die Nahverteidigung gestoßen wären. So suchten sie gedeckte Waffenstellungen, fanden aber in dem flachen Gelände nichts außer einem Schacht neben der Straße. Dieser war ausreichend tief, bot jedoch nur für zwei bis drei Mann Platz. Das feindliche Waffensystem bestand aus einem Karussell mit fünfundzwanzig unbemannten, automatischen und fortlaufend nummerierten Geschützen. Das Karussell konnte sich im Kreis drehen und jede Sekunde einen Schuss abgeben. Zerstörte Geschütze würde es überspringen und einfach im selben Takt weiterfeuern. Der Führer des Grenadierzugs entschied, dass zwei Mann mit einer einzigen Abschussvorrichtung im Schacht Stellung beziehen und alle Raketen abschießen sollten. Zu diesem Zweck müssten die übrigen ihre Raketen im Schacht deponieren und sich in einiger Entfernung hinter einer Bodenwelle niederlegen. Zum Nachladen würden die beiden im Schacht etwa drei Sekunden benötigen. Sie könnten also nur alle vier Sekunden eine Rakete abfeuern. Sobald das Waffensystem sie im Morgengrauen entdeckt habe, werde es mit der Nummer eins zu schießen beginnen. Sie sollten im Sekundentakt bis drei zählen, dann ganz schnell auftauchen, die Nummer vier zerstören, sich sofort ducken, nachladen und dazu wieder bis drei zählen, danach wieder auftauchen und die Nummer acht zerstören usw. Als Thomas über diesen Auftrag nachdachte, fiel ihm ein, dass sie in Edelstadt schon einmal ein ähnliches Problem zu lösen hatten. Rasch zeichnete er zwei Quadrate mit 5×5 Feldern und trug im ersten die Nummern von 1 bis 25 fortlaufend ein. Dann strich er jede vierte Zahl durch. Die Reihenfolge, wie er die Zahlen strich, war: 4, 8, 12, 16, 20, 24; 3, 9, 14, 19, 25; 6, 13, 21; 2, 11, 22; 7, 18; 10; 1, 23.

1	2	3	4	5
6	7	8	9	10
11	12	13	14	15
16	17	18	19	20
21	22	23	24	25

5, 15 und 17 waren die letzten drei Geschütze und würden in der Reihenfolge 5, 17, 15 zerstört. Thomas erklärte weiter: „Die Zahl 51715 ist Spiegelungssymmetrisch. Die Symmetrie (der ‚Spiegel‘) zeigt, dass man die Nummern in dieser Reihenfolge schreiben muss.“ Ins zweite Quadrat schrieb er die Buchstaben des Alphabets ohne das J und sagte: „Weil wir die Tabelle mit den Geschütznummern gleich wie die Kodiertabelle der ‚Gepriesenen‘ (Judith) im Landhaus des Bosses angelegt haben, können wir auch die entsprechenden Felder dieses Quadrats betrachten:

A	B	C	D	E
F	G	H	I	K
L	M	N	O	P
Q	R	S	T	U
V	W	X	Y	Z

Die Buchstaben darin ergeben in der Reihenfolge 5, 17, 15 zusammengesetzt ERP. Das ist die Abkürzung für Enterprise Resource Planning, was so viel heißt wie Planung der in einem Unternehmen oder bei einer Unternehmung vorhandenen Ressourcen (zum Beispiel Kapital, Betriebsmittel und Personal; in unserem Fall Munition, Material und Personal) für einen wirkungsvollen Einsatz. Da wir unsere Aktion zweckmäßig geplant haben, ist dies die Bestätigung für die Richtigkeit der Nummern.“ Damit war der Spruch des Nichtorakels zum Teil geklärt. Den Rest der Erklärung konnte Marcel beisteuern: „Als Claudio das Tor zum See öffnete, gab er einen fünfstelligen Code ein. Das muss die Zahl sein: 51715. Sie weist uns den Weg zurück.“ Weil Marcel Altgriechisch lernte, fügte er noch hinzu: „Eine solche Reihenfolge in der Form einer Spiegelung gleicht dem griechischen

Buchstaben Chi – er wird wie ein X geschrieben – und hat eine symbolische Bedeutung. Man bezeichnet das Stilelement, einander entsprechende Sätze, Satzelemente oder Gedanken in gekreuzter Form anzuordnen, deshalb als Chiasmus.“ Die Entschlüsselung des Rätsels war nun wirklich eine großartige Leistung der beiden und besonders die Fortschritte von Thomas waren bemerkenswert. Verständlich, dass sie zur Belohnung als Schütze und Lader bestimmt wurden. Rechtzeitig vor Tagesanbruch ließen sie sich in den Schacht hinuntergleiten, bereiteten alles vor und warteten auf den ersten Schuss. Dieser kam, konnte ihnen aber nichts anhaben, da er weit vor ihnen in den Boden einschlug. Dafür war ihr erster Schuss ein Treffer und auch der zweite und dritte usw. Das festzustellen hatten sie jedoch keine Zeit, aber nach fünfundzwanzig Schüssen wurde es still und sie wagten aufzublicken und sich vom Erfolg ihrer Aktion zu überzeugen. Jetzt ging es darum, rasch zu verschwinden und den Rückweg so schnell wie möglich zu bewältigen. Weil der Verkehr zugenommen hatte, hielten sie einfach genügend Fahrzeuge an, warfen die Insassen hinaus und sagten ihnen, sie könnten ihre Wagen in A-Dorf wiederbekommen. Dann fuhren sie dorthin zurück.

Während der Rückfahrt gab es einen Zwischenfall. Als sie einen Kilometer von T-Dorf entfernt in Richtung A-Dorf abbogen, kreuzten sie einen Rad-schützenpanzer, der einen vor ihnen rasenden Wagen jagte und beschoss. Sie selber blieben verschont. Am Grenzübergang stand jedoch das Empfangsgebäude in Flammen. Offenbar war hier eben ein Anschlag verübt worden, vielleicht von den Insassen des flüchtenden Wagens. Vor dem Eingang standen ein Tanklöschfahrzeug, ein Rettungsfahrzeug mit Drehleiter und Korb, ein Pionierfahrzeug, ein Mannschaftstransporter und ein Kommandowagen. Die Leute der Feuerwehr waren auch da. Allerdings hatten sie ihre Schutzanzüge ausgezogen und spielten auf dem Platz vor dem Gebäude Fußball. Claudio war ebenfalls dabei und erkannte Marcel. Er rief hinüber: „Es brennt! Wir können nicht hinein!“ Die Grenadiere zögerten nicht lange. Sie bildeten Dreiertrupps, zogen in aller Eile die Uniformen aus und stürzten sich in die Schutzanzüge. Die ersten vier Trupps stülpten die schweren Atemschutzmasken und Schutzhelme über, warfen die Gurten der Druckluftflaschen über die Schultern und um den Körper und zogen sie fest, hängten die Scheinwerfer, Funkgeräte und Rettungsleinen an und stürmten in das Gebäude. Ihre Aufgabe war es, eingeschlossene Personen zu retten. Die übrigen Trupps zogen die leichten Atemschutzmasken und Schutzhelme an. Zwei Trupps behändigten Strahlrohre und marschierten, von Kameraden unterstützt, welche die unter Druck

stehenden Schläuche schleppten, durch das Erdgeschoss, um die Brandherde zu bekämpfen. Die Wärmebildkameras halfen ihnen diese aufzuspüren. Dabei arbeiteten sie sich langsam in die Tiefe vor und achteten darauf, dass sie nicht von herunterstürzenden Trümmern getroffen wurden. Auch mussten sie das Löschwasser richtig einsetzen. So durften sie kein ausströmendes Gas löschen, bevor die Gaszufuhr abgestellt war. Bei Öl und anderen chemischen Stoffen musste dem Löschwasser Schaum zugemischt werden. Während sie in das Feuer spritzten, kühlten sie auch regelmäßig die Rauchgase an der Decke ab, damit sich kein explosives Rauchgasgemisch bildete, was zu einem "Flash-over" oder Feuersprung mit einer plötzlichen Ausweitung des Feuerherds und sehr hohen Temperaturen hätte führen können. Ein ähnlicher Effekt, "Backdraft" oder Rückzündung genannt, ist möglich, wenn bei einem Schmelbrand Frischluft Zutritt und das Rauchgasgemisch dadurch gezündet wird. Während diese Trupps den Angriff von innen führten, bekämpften weitere das Feuer von außen mit Rohren vom Löschfahrzeug und von der Drehleiter aus.

Beim Ausbruch eines Brandes ist es wichtig, alle Fenster und Türen geschlossen zu halten, damit sich das Feuer nicht ausbreiten kann, und sofort die Feuerwehr zu alarmieren. Besonders Treppenhäuser im Innern sind gefährdet und dürfen keine Verbindung zum Feuerherd bekommen, damit man sie zum Flüchten benutzen kann. Wenn das nicht mehr möglich ist, weil sie bereits mit Rauch oder Feuer gefüllt sind, muss man sich in einen sicheren Raum mit einem Fenster auf der Straßenseite des Gebäudes begeben und auf sich aufmerksam machen, zum Beispiel durch das Schwenken von Tüchern. Lifte dürfen nicht benützt werden. Besser ist es, wenn das Gebäude Feuerleitern hat und man sich selbst in Sicherheit bringen kann. Die größten Gefahren gehen bei einem Brand vom Rauch und von der Hitze aus und man muss sich vielleicht kriechend bewegen, weil die Luft in Bodennähe noch erträglicher ist. Die meisten Wohnungsbrände entstehen wegen vergessener Herdplatten, Zigaretten, Kerzen usw. Ein Rauchmelder kann rechtzeitig warnen; eine Brandschutzdecke oder ein Handfeuerlöscher können helfen ein ausbrechendes Feuer zu löschen. Die Ursache eines Motorbrandes ist meist ein durchgescheuertes Batteriekabel. Auch hier hilft der mitgeführte Handfeuerlöscher nach dem sofortigen Verlassen des Fahrzeugs. Besonders bei einem Tunnelbrand ist ein kühler Kopf gefragt. Wegen der raschen Verqualmung stehen nur Sekunden für die Flucht zur Verfügung. Sobald der Verkehr stockt und Rauch auftritt, muss man die Warnblinklichter einschalten, den Wagen rechts an den Rand fahren, den Motor und das Licht abstellen, den Zünd-

schlüssel stecken lassen und sofort der Tunnelwand entlang zum nächsten Schutzraum oder Notausgang laufen. Wenn bei einem Unfall Benzin ausfließt, ist die Explosionsgefahr zu beachten. Die Bergung von Verletzten muss blitzartig und gleichzeitig mit der Sicherung des Unfallorts geschehen. Eine Person, deren Kleidung Feuer gefangen hat, spritzt man ab oder rollt sie in eine Decke oder einen Teppich ein. Wenn sie allein ist, wälzt sie sich am Boden oder wickelt sich selbst ein.

Bei der Suche nach Personen im Empfangsgebäude sicherten die Männer der Suchtruppe einander mit der Rettungsleine. Gelegentlich mussten sie sich zuerst einen Weg von einem Löschtrupp bahnen lassen. Mehrmals mussten sie einen Pioniertrupp zur Beseitigung von Hindernissen oder zum Anbringen von Stützen bei einsturzgefährdeten Gebäudeteilen anfordern. Gerade im Bereich von Dachkonstruktionen und Holztreppen ist diese Gefahr erheblich und ein Begehen von oben sehr unvorsichtig. Während sie die Räume durchsuchten, achteten sie besonders auf Duschen und Waschräume, weil sich Menschen bei einem Brand oft dorthin zurückziehen in der irrigen Hoffnung, in der Nähe von Wasser sicherer zu sein. Kinder verkriechen sich manchmal in Schränke oder unter Betten. Darum mussten sie auch überall dort genau nachsehen. Als nach zwei Stunden das Feuer besiegt und mehrere Personen gerettet waren, wechselten die Grenadiere wieder die Anzüge und verließen den Schauplatz. Um nicht durch das verrußte Gebäude steigen zu müssen, suchten Marcel und Thomas den Durchgang zum See und fanden ihn auch. Marcel gelang es, das Tor mit der vermuteten Nummer zu öffnen. Dabei bemerkte er den Markennamen der Schließvorrichtung. Er lautete wiederum RR Account Care Corporation. Danach sprengten sie den Durchgang, damit er für die Boote des Freistaats unpassierbar wurde. Sie dachten, wenn jemand flüchten wolle, könne er ja immer noch den Weg durch das Gebäude benutzen. Anschließend bestiegen sie die Boote und kehrten müde, aber heil und zufrieden zu ihrer Garnison zurück.

Was im Freistaat später geschah, erfuhren die Menschen in Edelstadt erst nach und nach. Der Zwischenfall mit dem Radschützenpanzer und der Brand an der Grenze waren der Auftakt zu einer Welle von weiteren Gewalttaten. Marodierende Banden von Unzufriedenen, Gelandeweilten und Arbeitslosen streifen umher und zerstörten willkürlich, was ihnen vor die Augen kam. Diese Entwicklung hatte allerdings schon früher angefangen und im Freistaat Besorgnis ausgelöst, aber keine Einsicht bewirkt. Gewiss gab es Bestrebungen, mit Staatsgeldern die Folgen von Missbrauch, Rücksichtslosigkeit und Egoismus zu beseitigen. Das funktionierte jedoch nicht,

weil die Wirtschaft und auch die Steuereinnahmen zum Teil darauf beruhten. Die Wirkung dieser Mechanismen war ähnlich wie die von Fahrzeugen, die auf einer Sandpiste fahren, oder die des Windes, der über Sand bläst. Wie sich hier mit der Zeit Wellen und Täler bilden, so gab es dort ein Auf und Ab von wirtschaftlicher Aufblähung und Rezession, von Arbeitskräftemangel und Arbeitslosigkeit, von einträglichen Börsenspekulationen und verlustreichen Angstverkäufen. Solche Phasen wechselten immer häufiger ab und führten dazu, dass auch die Auseinandersetzungen heftiger wurden. Aber am Ende bewegte sich nichts. Ein ziemlich lächerliches Beispiel zur Illustration dieser Politik war die Diskussion, die entbrannte, als die Bewegung zum Schutz der Mäuse ein Gesetz vorschlug, das die Katzenhalter verpflichten sollte, ihren Tieren einen Maulkorb anzulegen, während die Gesellschaft zur Bekämpfung der Mäuse hohe Fangprämien verlangte und jedem Bürger am Sonntag einen fetten Mäusebraten versprach. Weil das Stimmvolk beide Vorlagen guthieß, durften nur noch vom Staat bezahlte, lizenzierte Fallensteller mit einem entsprechenden Studienabschluss die Mäuse fangen. Wegen des Einsatzes von Pestiziden oder Bioziden gab es aber schon lange keine Mäuse mehr. Auch war niemand auf Mäusebraten scharf. Deshalb erledigte sich das Problem zur Zufriedenheit aller Parteien von selbst. Ein anderes Beispiel war der Umgang mit den sich häufenden Müllhalden. Ursprünglich gab es im Freistaat reichlich Bodenschätze und Naturschönheiten. Durch Verschwendung und Verschandelung entstanden Haufen von kaputtem, verrottetem und zum Teil giftigem Material. Statt den sorgfältigen, verantwortungsbewussten Gebrauch anzustreben, besprühte man die Deponien mit einem Duftstoff. Dass dieselben Menschen, die den Müll entsorgten, später wieder darin wühlten und dabei oft krank wurden, störte niemanden. Auf die gleiche Weise sprang man im Freistaat mit sittlichen Werten um. So gingen mit der Zeit viele für das gedeihliche Zusammenleben erforderliche Eigenschaften wie Ehrfurcht, Keuschheit, Sanftmut, Bescheidenheit, Dankbarkeit, Rücksichtnahme und Nächstenliebe verloren und verschwanden aus dem Leben und dem Sprachgebrauch. Stattdessen wurde missbraucht, geschändet, gezetert, gefordert, geprahlt, durchgesetzt und kritisiert. Die Folge waren zerbrochene Ehen und emotional geschädigte Kinder, aus denen später entweder gebrannte Erwachsene wurden, die auf Nachwuchs verzichteten und nur ihre Karriere im Kopf hatten, oder Eltern, die ihren Kindern nichts mitgeben konnten, weil sie selber nichts erhalten hatten. So blieb es nicht bei den anfänglichen Gewalttaten; vielmehr eskalierte die Situation zu einem Bürgerkrieg, der immer weitere

Opfer forderte, weil Hass wiederum Hass und Rache wiederum Rache erzeugen. Dazu kamen Naturkatastrophen und eine Pandemie, die man zwar vorausgeahnt hatte, aber trotzdem nicht verhindern konnte. Alle diese schlimmen Nachrichten erreichten Edelstadt meist auf Umwegen. Man nahm sie mit Bestürzung auf und schickte von Zeit zu Zeit Helfer und Hilfsgüter hin, konnte aber wenig ausrichten. Man bereitete sich auch darauf vor, Bürger aus dem Freistaat aufzunehmen; aber leider kam niemand.

Kapitel 8

Der Aufbruch

Am 6. Juni, vier Wochen nach ihrer Inkraftsetzung, hob der Senat von Edelstadt die Verteidigungsmaßnahmen auf und das normale Leben fing wieder an. Die älteren Jugendlichen hatten ihre Urlaubszeit und auch die folgenden zwei Schulwochen größtenteils im Dienst der Stadt verbracht. Dafür konnten sie jetzt stolz darauf sein, dass alles vorüber war und vom Freistaat keine Gefahr mehr drohte. Schon als kurz vorher die Grenzen geöffnet worden waren, hatten Sara, Mustafa, Judith und Thomas mit ihren Familien Verbindung aufgenommen und mitgeteilt, dass sie in Edelstadt das Schuljahr abschließen und danach nach Hause zurückkehren würden. Bis dahin verblieben noch sieben Wochen. Diese gedachten sie gut zu nützen, zum einen, indem sie kulturelle Anlässe besuchten, die nun in großer Zahl stattfanden, zum anderen, indem sie sich als Fremdenführer für Besucher meldeten, die ebenfalls zahlreich hieher kamen, um die Errungenschaften in Edelstadt zu studieren.

An einem Abend gastierte eine arabische Gesangs- und Instrumentalistengruppe. Sie brachte ein sonores Saiteninstrument mit, den Oud. Das ist eine bundlose Kurzhalslaute mit einem abgeknickten Wirbelkasten und meist fünf Doppelsaiten, manchmal mit einer zusätzlichen Basssaite. Der Oud wird einstimmig gespielt, oft als Begleitung zu Gesang. Der warme Klang, der lebhafte Wechsel zwischen rhythmischen Einzeltönen und tremoloartigen Tonfolgen, das für europäische Ohren etwas fremdartige Tonsystem und vor allem die Art, ein Musikstück improvisierend zu entwickeln, melodische Linien herauszuarbeiten und damit Emotionen zu wecken, vermittelten eine neue musikalische Erfahrung. Auch die Nay, die lange Rohrflöte mit ihrem klagenden Ton, und die Darbuka, die arabische Trommel, waren zu hören.

An einem anderen Abend traten Musiker und eine Tanzgruppe aus Mali auf. Eines ihrer Instrumente war das Balafon, ein Xylofon mit gut zwanzig hölzernen Klangstäben auf einem Rahmen. Unter dem Rahmen sind passende, ausgehöhlte Kürbisse („Kalebassen“) als Resonanzkörper angebracht. Das Instrument wird mit zwei Schlägern gespielt. Ein weiteres Instrument war die Djembe, ein mit einem Ziegenfell bespannter ausgehöhlter Baumstamm in der Form eines Kelchs von etwa sechzig Zentime-

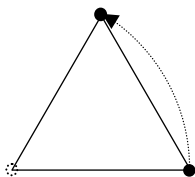
ter Höhe. Ein Solist, zwei Begleit- und drei Basstrommler begleiteten die Tänzer mit perfekt abgestimmten Rhythmen, die häufig mit Gesang ergänzt wurden und sich manchmal bis zur Ekstase steigerten. Schließlich konnte man noch der melodischen Musik einer Kora lauschen, von einem wahren Meister dieses Instruments vorgetragen. Kaskaden von perlenden Tönen, leicht wie ein Sommerregen, glitzernd wie ein Meer von taubekränzten Gräsern in der Morgensonne, ergossen sich über die begeisterten Zuhörer. Die Kora ist eine Stegharfe, die aus einer großen, mit Kuhfell bespannten Kalebasse mit einem langen Hals besteht. Vom unteren Rand der Kalebasse bis zum Hals verlaufen links und rechts über einen hohen Steg einundzwanzig parallele Saiten. Der Spieler hält die Kalebasse zwischen den Knien und zupft die Saiten mit beiden Händen.

Weitere Konzerte waren indischer, indonesischer und chinesischer Musik gewidmet. Irische, griechische, peruanische und andere Volkstanzgruppen sowie russische und chinesische Akrobaten lösten einander ab. Dazu gab es Ausstellungen renommierter Künstler, Sportveranstaltungen, wissenschaftliche Symposien und vieles mehr. Edelstadt wurde zu einem internationalen Treffpunkt für Wissenschaft und Kultur. Das gab den älteren Kindern und Jugendlichen Gelegenheit, den Horizont zu erweitern und Kontakte zu knüpfen, indem sie in der Freizeit Besucher zu den Sehenswürdigkeiten führten; das waren die Schule mit ihren außergewöhnlichen Möglichkeiten, dann das Zentrum für Familienförderung und nicht zuletzt die Einrichtungen des Nichtorakels und alles, was damit zusammenhing.

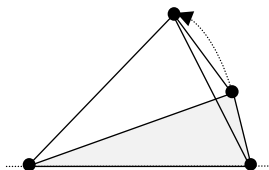
Aus der Schule gab es nichts Besonderes zu berichten, außer dass Sara, Mustafa, Judith und Thomas sich mit schwerem Herzen darauf vorbereiten mussten, nach ihrer Rückkehr nicht mehr so ideale Zustände anzutreffen. Einmal rief Regula, die Lehrerin für Muttersprache, sie zu sich und besprach sich mit ihnen. Auf ihre Befürchtungen antwortete sie tröstend: „Wie ihr euch fühlt, hängt weitgehend von euch selbst ab. Am wichtigsten ist die Empfindung, wertvoll und geliebt zu sein. Ihr könnt dieses Gefühl immer haben. Ihr müsst nur die Bedingungen erfüllen, um es zu verspüren.“ Sie sagte ihnen, dass sie zwar nun wieder schlechten Einflüssen ausgesetzt sein würden. Das seien zum Beispiel schädliche Stoffe wie Alkohol, Nikotin, Koffein und Drogen, die das Gehirn für feine Empfindungen unempfindlich machten. Aber es gebe auch gewalttätige, entwürdigende und vulgäre Filme, Videos, Musikstücke, Computerspiele, Unterhaltungssendungen und Internetseiten, die den Sinn für wahres Glück trübten und die sie meiden sollten. Es sei wichtig, immer einen wachen, aufmerksamen und willigen Geist zu haben. Wenn sie in Schwierigkeiten kämen, sollten

sie daran denken, dass die beste Medizin gegen Kraft- und Mutlosigkeit sei, anderen zu helfen, denen es noch schlechter gehe. Auch sollten sie das Nichtorakel eifrig nutzen und alles, was es bisher geraten habe und noch raten werde, gut beachten. Es gäbe auch außerhalb von Edelstadt Zugänge, da diese ja ohnehin nur in Gedanken zu erreichen seien.

Zum Mathematikunterricht in der Klasse von Thomas ist noch eine Ergänzung anzufügen, denn die Aufgabe zum fünfdimensionalen Würfel hatte ein Nachspiel. Ein anderer Schüler, der Bernhard hieß und einmal Mathematik studieren wollte, überlegte sich, wie die Tabelle mit der Anzahl Ecken, Kanten, Flächen usw. wohl bei einem Tetraeder aussieht: Da dreht man in der Ebene eine Kante um 60° um einen Eckpunkt und erhält eine neue Ecke, zwei neue Kanten (von der neuen Ecke zu den zwei alten Ecken) und die Fläche des gleichseitigen Dreiecks.



Im dreidimensionalen Raum dreht man das Dreieck um 60° um eine Kante, erhält wieder eine neue Ecke, drei neue Kanten (von der neuen Ecke zu den drei alten Ecken), drei neue Flächen (von der neuen Ecke zu den drei alten Kanten) und das Tetraeder:



Im vierdimensionalen Raum dreht man das Tetraeder um 60° um eine Fläche, erhält eine neue Ecke, vier neue Kanten (von der neuen Ecke zu den vier alten Ecken), sechs neue Flächen (von der neuen Ecke zu den sechs alten Kanten), vier neue Tetraeder (von der neuen Ecke zu den vier alten Flächen) und das Hypertetraeder. Entsprechend geht man bei fünf Dimensionen vor. Das ergibt folgende Zusammenstellung:

D	E	K	F	3-d T	4-d T	5-d T
0	1					
1	2	1				
2	3	3	1			
3	4	6	4	1		
4	5	10	10	5	1	
5	6	15	20	15	6	1

Darin lautet zum Beispiel die Formel für die letzte Zeile:

5	$\binom{6}{1}$	$\binom{6}{2}$	$\binom{6}{3}$	$\binom{6}{4}$	$\binom{6}{5}$	$\binom{6}{6}$
---	----------------	----------------	----------------	----------------	----------------	----------------

Die Summe aller Ecken, Kanten, Flächen usw. folgt auch wieder einer einfachen Formel; in der fünften Dimension beträgt sie $2^6 - 1 = 63$. Allgemein gilt nämlich, mit dem Zeichen $\sum$ (Sigma, griechisches S) als „Summenzeichen“ geschrieben:

$$\sum_{k=0}^n \binom{n}{k} = \binom{n}{0} + \binom{n}{1} + \binom{n}{2} + \binom{n}{3} + \dots + \binom{n}{n} = 2^n$$

Dabei kann n irgendeine natürliche Zahl 1, 2, 3 ... sein; die natürliche Zahl k beginnt bei 0 und nimmt der Reihe nach alle Werte bis und mit n an. Man liest die linke Seite der Formel als „Summe über n tief k mit k von 0 bis n “. Weil $\binom{n}{0} = 1$ ist, gilt also $\binom{6}{1} + \binom{6}{2} + \dots + \binom{6}{6} = 2^6 - 1 = 63$. Die Formel oben lässt sich so verallgemeinern, dass man damit auch die Summe aller Ecken, Kanten, Flächen usw. des Würfels und alle anderen Potenzen n von Binomen $(a + b)$ ausrechnen kann:

$$\sum_{k=0}^n \binom{n}{k} \cdot 2^{n-k} = \binom{n}{0} \cdot 2^n + \binom{n}{1} \cdot 2^{n-1} + \binom{n}{2} \cdot 2^{n-2} + \dots + \binom{n}{n} = 3^n$$

Da $\binom{n}{0} = \binom{n}{n}$, $\binom{n}{1} = \binom{n}{n-1}$, $\binom{n}{k} = \binom{n}{n-k}$ ist, schreibt man das von hinten so:

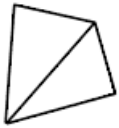
$$\sum_{k=0}^n \binom{n}{k} \cdot 2^k = \binom{n}{0} + \binom{n}{1} \cdot 2 + \binom{n}{2} \cdot 2^2 + \dots + \binom{n}{n} \cdot 2^n = 3^n; \text{ für andere Zahlen:}$$

$$\sum_{k=0}^n \binom{n}{k} \cdot x^k = \binom{n}{0} + \binom{n}{1} \cdot x + \binom{n}{2} \cdot x^2 + \dots + \binom{n}{n} \cdot x^n = (1 + x)^n; \text{ allgemein:}$$

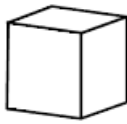
$$\sum_{k=0}^n \binom{n}{k} \cdot a^{n-k} \cdot b^k = \binom{n}{0} \cdot a^n + \binom{n}{1} \cdot a^{n-1} \cdot b + \binom{n}{2} \cdot a^{n-2} \cdot b^2 + \dots + \binom{n}{n} \cdot b^n = (a + b)^n$$

n	Nach Blaise Pascal, Yang Hui, Niccolò Fontana Tartaglia, Omar Chayyām																																																													
0	1																																																													
1	1			1																																																										
2	1					2		1																																																						
3	1							3			3									1																																										
4	1									4				6						4				1																																						
5	1											5					10				10				5					1																																
6	1													6						15				20				15				6						1																								
7	1															7					21				35				35				21				7						1																			
8	1																	8					28				56				70				56				28				8						1													
9	1																			9					36				84				126				126				84				36				9						1							
10	1																					10					54				120				210				256				210				120				54				10						1	
	k=0, k=n							k=1, k=n-1							k=2, k=n-2																																															
	k=3, k=n-3							k=4, k=n-4							k=5, k=n-5																																															

Thomas dachte intensiv über diese Aufgabe nach, wusste er doch, dass das Tetraeder ein so genannter platonischer Körper ist und einst dem Feuer zugeordnet war. Es gibt fünf platonische Körper (Polyeder). Sie sind konvex (ohne Einbuchtungen) und haben lauter kongruente, regelmäßige Vielecke (Polygone) als Seitenflächen, wobei an jeder Ecke gleich viele Polygone zusammentreffen. Das Tetraeder hat vier gleichseitige Dreiecke, das Hexaeder (der Würfel) sechs Quadrate, das Oktaeder acht gleichseitige Dreiecke, das Dodekaeder zwölf regelmäßige Fünfecke und das Ikosaeder zwanzig gleichseitige Dreiecke. Die Zahlen tettares (vier), hex (sechs), okto (acht), dodeka (zwölf) und eikosi (zwanzig) sind altgriechisch und liefern die entsprechenden Vorsilben.



Tetraeder



Hexaeder



Oktaeder



Dodekaeder



Ikosaeder

Udo und Mustafa sammelten immer noch Angaben über den geplanten Rihatsupark. Von zwei weiteren Welten hatten sie Einzelheiten erfahren, die sie in den Pausen den anderen berichten konnten. Udo erzählte: „Eine Welt heißt ‚Odysseus in der Unterwelt‘. Die Aufgabe besteht darin, alle Kreaturen in der Unterwelt zu füttern. Zuerst muss man die richtige Futterkiste am Geruch erkennen und an Hindernissen vorbei zu der passenden Bestie bringen. Dann kann man ihr die Stücke in den Schlund werfen. Gleichzeitig muss eine Musikgruppe den Höllenhund Zerberus besänftigen und abwechselnd das Schlagzeug, das Saxophon, die Gitarre, das Xylophon oder ein anderes Instrument spielen, bis er schläft. Wenn er unzufrieden ist und bellt, verkriechen sich alle Tiere in ihre Höhlen und Nester und man kann sie nicht füttern. Es gibt einen Zauber, nämlich giftige Früchte. Diese muss man aussortieren, sonst spucken die Tiere das Futter aus. Man kann aber auch den Zerberus füttern. Wenn man ihm seine Lieblingsspeise gibt, findet man Futter, das alle Tiere mögen und man kann dann schneller viele Punkte sammeln. Das ist ein Cheat in dieser Welt. Sobald alle Tiere satt sind, kann man zur nächsten Welt wechseln.“ Darüber wusste Mustafa Bescheid: „Dann kommt man ins ‚Labyrinth von Knossos‘. Da muss sich die Gruppe auf sechs verschiedenfarbige Gondeln aufteilen. Diese schweben zuerst, vom Baumeister Dädalus geleitet, durch die Wolken und landen dann auf Kreta. Nach der Sage mussten die Athener alle neun Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen nach Knossos entsenden, wo sie zum Minotaurus, einem Ungeheuer mit dem Körper eines Menschen und Kopf eines Stiers, ins Labyrinth geschickt und von diesem aufgefressen wurden. Man kann sitzen bleiben und kriegt sogar etwas zu trinken. Darum ist diese Welt nicht besonders anstrengend. Wenn die Gondeln gelandet sind, beginnt die Pfadsuche. Die Gondeln rollen auf dem Boden und lassen sich in alle Richtungen lenken. Dabei verschieben sich die Wände des Labyrinths aber dauernd, solange man den Zauber nicht gebrochen hat. In den Gewölben hausen nämlich Fledermäuse, die von Zeit zu Zeit wegflattern wollen. Wenn man sie in einem solchen Augenblick berührt, erstarren sie und der Bann verliert an Wirkung. Während der Fahrt kann man die Stellung der Wände und die Wege und Standorte

aller Gondeln auf einem Display erkennen. Sobald eine Gondel das Ziel erreicht hat und alle Wände stillstehen, können die übrigen ihrem Weg folgen. Unterwegs gilt es, nicht nur die Fledermäuse zu entdecken, sondern Pechkugeln zu sammeln, denn damit konnte in der Sage der griechische Held Theseus den Minotaurus betäuben. Solche Kugeln erhält man, wenn man unterwegs Aufgaben erfolgreich löst, zum Beispiel Gegenstände in Vexierbildern erkennt.“ Udo und Mustafa wussten auch die Namen der übrigen Welten. Udo erzählte: „Bei der Chinesischen Mauer geht es darum, riesige Schaumstoffteile in der richtigen Weise ineinander zu schachteln, so, wie beim Tetris. Im Wachsfigurenkabinett muss man berühmte Personen mit ihren Werken oder Erfindungen zusammenbringen. Alice im Wunderland braucht Hilfe, um unmögliche Situationen aufzulösen, etwa, um ein falsch beschleunigendes Pendel zu reparieren oder Tieren die richtigen Köpfe aufzusetzen. Die Ziegen des Monsieur Seguin möchten zu allerlei geheimen und gefährlichen Plätzen geführt werden, ohne dass die Wölfe sie packen können. Der kleine Prinz sammelt auf winzigen Planeten Wissen und Erfahrungen. Im Raumschiff Enterprise erfüllt man eine Weltraummission. Aladin hat Wunderlampen, mit denen man Gebäude gestalten, Schätze finden und ein Königtum aufrichten kann. Das letzte Einhorn führt einen in eine verwahrloste Burg; dort kämpft man gegen einen roten Stier, dem man die verzauberten Einhörner entreißen muss.“ Diese Titel seien aber noch nicht sicher und dann und wann würden Welten auch wieder umgebaut. Die letzte Welt heiße „Regina Regenbogen“. Darüber berichtete Mustafa: „Die Menschen in dieser Welt leben in Kälte und Dunkelheit, weil eine böse Fürstin alles hat mit Eis zufrieren lassen. Hier benötigt man einen fliegenden Wagen, um aus der Luft die Eisblöcke mit einer Fernsteuerung aufzubrechen und wegzuführen. Darunter kommen Farben zum Vorschein, mit denen man den Regenbogen einfärben kann. Dabei ist es wichtig, dass man die Farben in der richtigen Reihenfolge anordnet. Die Diener der Fürstin suchen das zu verhindern. Man verjagt sie, indem man Scheinwerfer auf sie richtet und sie in die Finsternis hinausdrängt. Wenn der Regenbogen fertig ist, hängt man ihn so in den Himmel, dass er die Erde berührt. Dann beginnt die Sonne zu scheinen, alles erwacht zum Leben, Blätter sprießen, Blumen entfalten sich, Vögel zwitschern und die Menschen erfreuen sich an der Schönheit der Natur. Diese Aufgabe lässt sich wiederum mit wenig Anstrengung lösen, da man alle Handgriffe mit Joysticks ausführt. Ein Cheat in dieser Welt ist, kurz auftauchende Strahlen einzufangen und damit den Regenbogen heller leuchten zu lassen.“ Nun wusste Udo noch etwas anzufügen:

„Der Rihatsupark ist übrigens so geplant, dass er alle Energie vom geothermischen Kraftwerk bezieht.“ Thomas, Judith, Mustafa und Sara dachten daran, einmal zu seiner Besichtigung hierher zurückzukommen. Am letzten Abend in Edelstadt gingen die vier nochmals gemeinsam ins Kino, um „Merlin“ zu sehen. Es war eine Filmfassung der Fernsehserie von Steve Barron. Die Vorstellung dauerte drei Stunden. Regula hatte sie dazu eingeladen. Besonders die Szene nach dem Duell zwischen dem Zauberer Merlin und der finsternen Königin Mab beeindruckte sie, als Merlin und die Menschen beschlossen nicht mehr auf die Königin zu hören, sondern sie einfach zu vergessen. Dadurch verlor sie alle Macht. Während alle wieder wie beim ersten Besuch zusammen in der Eisdiele saßen, erklärte Thomas: „Auf die gleiche Weise haben wir in Edelstadt die dunkle Macht besiegt.“ Da fiel Judith ein, was die Lehrerin ihnen kurz zuvor geraten hatte, und sie fragte: „Regula, denkst du, dass es reicht, immer auf das Nichtorakel zu hören?“ „Nein, nur hören reicht nicht“, antwortete diese. „Ihr müsst die Gemeinschaft der Treuen suchen, euch zu Glauben und Gehorsam verpflichten, eure Kräfte einsetzen und die heiligen Geheimnisse lernen und bewahren, damit ihr eure Aufgaben erfüllen und durch alle Welten aufsteigen könnt. Dieses Ziel müsst ihr euch immer vor Augen halten und daran denken, dass ihr es nicht allein schafft. Als kleine Kinder seid ihr auf die Führung und Belehrung durch eure Eltern angewiesen gewesen. Jetzt seid ihr daran, mit Hilfe anderer Personen Wissen zu erwerben und Fähigkeiten zu entwickeln, damit ihr bald selbst eine Familie haben und Kinder aufziehen könnt. Dazu benötigt ihr einen Partner oder eine Partnerin, damit ihr einander in Liebe und mit gegenseitiger Achtung in dieser wichtigsten und größten aller Aufgaben unterstützen könnt. Sie bringt auch die größten Freuden und Sorgen; aber wie das Sprichwort sagt: ‚Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude ist doppelte Freude.‘ Als alte Menschen braucht ihr dann wiederum Hilfe und Führung, um aus den Erfahrungen des Lebens bleibende Erkenntnisse gewinnen zu können. Wie das Jungsein und Altwerden erweisen sich die Situationen im Leben oft durch das gleiche Muster des griechischen Buchstabens Chi geprägt, von dem ihr vielleicht schon gehört habt.“ Richtig, davon hatte Marcel einmal gesprochen. Auch die mathematischen Aufgaben der vergangenen Zeit schienen diesem Muster zu folgen. Judith bemerkte außerdem, dass Regula die gleichen Bedingungen nannte, die sie selbst einmal zitieren wollte und die auch über dem Eingang zum Nichtorakel standen: „fides et oboedientia“. Die vier nahmen sich vor das nicht zu vergessen, auch wenn die Erinnerungen aus ihrer Zeit in Edelstadt verblassen sollten. Regula

setzte zu einem weiteren Vortrag an, der gewiss gut gemeint war, dem sie aber mehr aus Höflichkeit als aus Interesse lauschten. Sie sagte nämlich: „Wenn ich euch noch einen Rat mitgeben darf, so ist es dieser: Jagt nicht Dingen nach, die euch nicht glücklich machen. Hübsch und schlank, gut gekleidet, geachtet und beliebt zu sein ist zwar keine schlechte Sache, macht aber nicht glücklich. Seine Sinne mit dröhnender Musik, aufregenden Filmen und nächtelangen Diskobesuchen zu betäuben, ist Gift. Es gaukelt euch wie eine Droge eine Weile lang Glück vor, hinterlässt aber nur Leere. Ihr habt bei Jennifer in der Persönlichkeitsbildung gelernt, dass ihr euer Selbstwertgefühl am besten dadurch aufbaut, dass ihr euer Bestes gebt. Dann seid ihr weniger auf die Anerkennung anderer angewiesen, sondern vergleicht euch mit euch selbst. Es hilft euch mehr, zum Beispiel jeden Tag zehn Minuten für Geistiges, zwanzig Minuten für eine Hilfeleistung, zum Beispiel ein freundliches Gespräch, und dreißig Minuten für Sport einzusetzen, als in einem schnellen Auto mit einem Kollegen ein Rennen zu veranstalten, bei dem ihr am Ende eure Zukunft und diejenige Unschuldiger zerstört. Die Medien verbreiten oft ein flaches Menschenbild und geben euch das Gefühl, dass nur der Augenblick zählt: das gute Aussehen, die schlagfertige Antwort, die treffsichere Handlung, der rasche Genuss, der unerwartete Gewinn. Dabei sind es ganz andere Eigenschaften, die wir uns aneignen sollen, solche wie Ehrfurcht, Sanftmut, Dankbarkeit und Rücksichtnahme. Wir müssen immer an unsere Bestimmung denken. Jedes von uns hat das Potenzial zu Großem. Wir sind Königskinder und haben die Verheißung, in künftigen Welten Königinnen und Könige über Generationen von Nachkommen zu sein, die von uns lernen möchten. Haltet deshalb den Körper und den Geist immer rein. Sprecht eine reine Sprache, denkt reine Gedanken, tut rechtschaffene Taten. Ein zutreffendes Sprichwort sagt: ‚Säe einen Gedanken und du erntest eine Tat, säe eine Tat und du erntest eine Gewohnheit, säe eine Gewohnheit und du erntest einen Charakter, säe einen Charakter und du erntest Himmel oder Hölle.‘ Fragt euch immer: ‚Wer bin ich? Woher komme ich? Weshalb bin ich da? Wohin gehe ich?‘ Ihr habt das Beispiel des Freistaats gesehen. Auch dort haben die Menschen gelebt, gearbeitet und sich vergnügt. Aber sie haben zu wenig hingehört und zu wenig nachgedacht und nicht bemerkt, was wirklich nötig gewesen wäre. Jetzt ist der Freistaat dahin! Macht es besser! Ich zähle auf euch und wünsche euch viel Glück!“ Das waren Regulas Abschiedsworte. Nach diesen gingen sie zurück zum Internat und verkrochen sich zum letzten Mal in ihre Betten. Am nächsten Mittag war Schulschluss. Die Pausen am Morgen und die verbleibende Zeit

am Nachmittag verwendeten sie darauf, sich von allen zu verabschieden: von ihren Lehrerinnen und Lehrern, von Marcel, Jessica, Samira und Udo, die ihnen besonders nahe gekommen waren und die sie einmal wiederzusehen hofften, und von vielen anderen, die ihre Wege gekreuzt hatten. Sie räumten ihre Zimmer, verschenkten oder entsorgten, was sie nicht mehr gebrauchen konnten, begaben sich ein letztes Mal in die Kantine und aßen eine Kleinigkeit, bei Thomas war es nichtsdestotrotz ein Stück Pizza. Danach bestiegen sie ein Taxi, das sie nach Hause fahren sollte. Den Wagen hatten sie schon vorher bestellt. Er stand bereits vor der Tür. Der Fahrer saß am Steuer und wartete. Kaum hatten sie sich angeschnallt, fuhr er los, ohne sich umzudrehen. Sie warfen einen letzten Blick auf die Schule, winkten einigen Bekannten zu und ließen sich in die Polster fallen. Mit geschlossenen Augen versuchten sie sich vorzustellen, wie es zu Hause sein werde, wie sie die kommende Ferienzeit verbringen wollten und ob die Kameraden in der Schule sie wieder erkennen würden. Die Fahrt hätte etwa zehn Minuten dauern sollen, wurde aber länger. Der Fahrer machte wohl einige Umwege. Er fuhr ziemlich schnell und gleichmäßig, sodass sie in leichtes Dösen verfielen. Dann stoppte das Auto abrupt und ein schweres Tor fiel krachend hinter ihnen zu.

Kapitel 9

Der Weg zurück

Als Thomas, Judith, Mustafa und Sara sich aufrichteten, wussten sie bereits, was geschehen war, ohne dass sie darüber sprechen mussten. Wortlos und mit hängenden Köpfen verließen sie das Auto und traten, ohne sich zu widersetzen, in den Salon des Landhauses ein. Diesen Raum hatten sie bei ihrem ersten Aufenthalt nicht gesehen. Er war mit antiken Möbeln, Orientteppichen und Stichen an den Wänden luxuriös, aber altmodisch ausgestattet. In der Mitte war der Esstisch schon hergerichtet. Vier Plätze mit Tellern aus feinem Porzellan waren gedeckt. Oben an jedem Teller lag ein Dessertlöffel. Rechts davon standen Gläser in verschiedenen Größen. Rechts vom Teller lagen außen ein Suppenlöffel und innen die Messer für den Salat, die Vor- und die Hauptspeise. Links vom Teller befanden sich die entsprechenden Gabeln. Auf dem obersten Teller thronte eine kunstvoll gefaltete Serviette. Sie hatten sich kaum hingesetzt, als die Haushälterin mit einer Schüssel aufkreuzte, in jeden Teller Tomatensuppe schöpfte und diese mit einem Löffel Sahne und geschnittenem Basilikum garnierte. Das äußerste Glas rechts füllte sie mit Mineralwasser. Als nächstes trug sie den Salat auf und servierte in die Teller rote Zichorie und zwei Scheiben geröstetes Pariser Brot, worauf italienischer Frischkäse aus Schafs- und Kuhmilch („Ricotta“), vermischt mit Kräutern, gestrichen war. Zum Essen benutzten die Kinder das äußerste Messer rechts und die äußerste Gabel links. Nach dem Salat wurde eine Vorspeise gereicht, wofür das nächste Messer, ein Fischmesser ohne Schneide, und die nächste Gabel gegen innen bestimmt waren. Dieser Gang bestand aus einer Mischung von Nudeln und in Streifen geschnittenen Zwiebeln, Karotten, Lauch und Wirsing. Darauf lagen gebratene Stücke Rotzungenfilet. In das zweite Glas von rechts goss die Haushälterin Weißwein. Nach diesem Gang wurden Teller und Bestecke wieder weggeräumt. Die Weißweingläser blieben stehen, obwohl sie nichts daraus getrunken hatten. Immerhin erhielten sie ohne Aufforderung Wasser nachgegossen. Dann folgte der Hauptgang. Dieser bestand aus Lammrückenfilets mit einer süß-sauren Kruste aus Dörrbirnen, Zitronenschale und gehackten Nüssen, dazu Eiernudeln, Rotweibirnen und Rosenkohl. Das letzte Glas links wurde mit Rotwein gefüllt. Zum Nachtisch gab es eine Apfelcreme mit Vanilleeis.

Gegessen wurde das Dessert mit dem kleinen Löffel, der in der Mitte übrig geblieben war. Nach dem Essen, zu dem sie kaum gesprochen hatten, trat der Boss ein. Er blickte freundlich drein und entschuldigte sich, dass er die Kinder auf diese Weise überrascht habe. Er sagte: „Ich heiße Roland Raffhof und bin Inhaber der Firma RR Account Care Corporation. Diese stellt elektronische Türschließenanlagen und andere Geräte her. Ich habe euch heute Abend zu mir zum Essen eingeladen, um euch einen interessanten Vorschlag zu unterbreiten.“ Dass er sie eingeladen habe, war zwar der Gipfel der Unverfrorenheit, aber das Essen war wirklich gut gewesen. Sogar Judith hatte es geschmeckt. „Bevor ihr nach Hause geht, will ich euch von einer anderen Tätigkeit unserer Firma erzählen.“ „Nach Hause gehen“ tönte nicht schlecht und ließ sie auf ein baldiges Ende der „Einladung“ hoffen. „Wir produzieren nämlich auch Filme für einen kleinen, gut situierten Kundenkreis und dabei haben wir Rollen für Kinder und Jugendliche zu vergeben. Das ist eine großartige Gelegenheit für euch, in das Showgeschäft einzusteigen, um die euch eure Kolleginnen und Kollegen beneiden werden. Ihr könnt schon in jungen Jahren Geld verdienen – viel Geld – und euch Dinge leisten, von denen andere nur zu träumen wagen. Stellt euch vor, du, Thomas zum Beispiel, dass ihr in zwei Jahren einen eigenen Wagen fährt und nicht den schlechtesten. Weißt du, wie deine Braut da staunen wird, und wenn du noch keine hast, wie schnell du eine finden wirst? Und ihr Mädchen, ihr seid so süß! Ich weiß, dass ihr großes Talent habt! Ihr seid super intelligent und seht gut aus! Ich bin sicher, dass ihr auch singen und tanzen könnt. Ihr werdet alle bereits morgen bei einer Castingshow auftreten und von uns einen Vertrag erhalten. Das Wichtigste ist, dass ihr keine Hemmungen habt. Alles Übrige könnt ihr lernen. Das ist eure Chance, eure große und einmalige Chance. Packt sie!“ Thomas und Judith ärgerten sich über die billige Anmache. Danach führte er sie ins Nebenzimmer und hieß sie sich Kleider aussuchen, die in großer Zahl an Haken und Ständern hingen. Ein wenig erinnerte sie das an die Theatergarderobe in der Waffenkammer im Freistaat. Die Kleider waren salopp bis freizügig, leicht schräg und mehr entblößend als verhüllend wie bei einer Modeschau, wo die sensationelle Erscheinung oft wichtiger ist als der Tragkomfort der Kleider. Herr Raffhof stand dabei und versuchte fachmännische Kommentare abzugeben, schlug unpassende Farbkombinationen vor, bezeichnete zum Beispiel Leggings (oder Leggins) als Strumpfhosen und bewies, dass er von Mode wenig verstand. Als Judith sagte: „Herr Raffhof, ich habe mir die Sache überlegt und werde nicht mitmachen. Ich möchte jetzt lieber nach Hause gehen“, setzte er ein süffi-

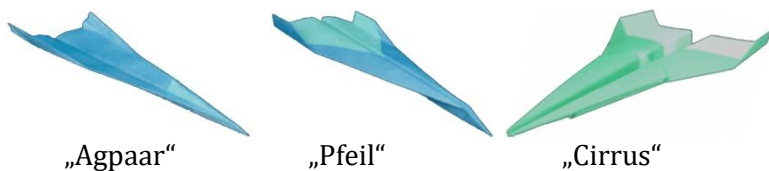
santes Lächeln auf und erwiderte: „Meine Verehrteste, eine solche Gelegenheit kommt nicht wieder. Sei doch nicht dumm!“ Und als die anderen anfügten, es ergehe ihnen gleich wie Judith, konnte er seine Wut nur schlecht verbergen und sagte in scharfem Ton: „So einfach könnt ihr euch nicht aus dem Staub machen. Schließlich habe ich für euch bezahlt und euch außerdem mit einem erstklassigen Essen verwöhnt. Jetzt dürft ihr nicht undankbar sein und sollt mir auch einen Gefallen tun. Wir brauchen euch. Wir brauchen euer Talent. Damit lässt sich Geld verdienen. Und euch geht es erst noch gut. Was ist daran denn schlecht?“ „Was für eine Castingshow ist das, an der wir mitmachen sollen?“, wollte Sara wissen. „Ach, das ist bloß ein kleiner Auftritt in unserem Studio. Der Produzent wird ebenfalls da sein und euch anschauen. Er ist sicher einverstanden, denn wir brauchen neue Spielsachen für unsere Kundschaft.“ „Spielsachen“ sollten sie also sein, Spielsachen für die kranken Köpfe gut situierter Kunden? Nein, danke! Mögen erwachsene Darsteller sich als Spielsachen für die Sex- und Gewaltphantasien eines dekadenten Publikums hergeben, sie würden das nicht tun. Als sein Zureden nichts fruchtete, sagte er unwirsch: „So, für heute ist Schluss. Jetzt geht ihr schlafen, alle im gleichen Zimmer. Da könnt ihr euch richtig austoben.“ Mit diesen Worten öffnete er die Tür zum nächsten Raum, ging hinaus und schloss ab. Wie gewohnt waren beide Zimmer vergittert.

„Bitte, nicht nochmals!“, sagte Judith, als sie allein waren. „Mist!“, rief Thomas aus. „Dieses Mal erwischen wir ihn nicht mehr mit der alten Masche.“ „Was wird er tun, wenn wir nicht nachgeben?“, fragte Sara. „Uns vielleicht mit Drogen vollpumpen, bis wir zustimmen“, überlegte sich Mustafa. „Ich werde jedenfalls morgen nicht mitmachen. Ihr könnt euch ja selber ausdenken, was das für Filme sind, für die ein kleines Publikum viel Geld bezahlt“, sagte Judith entschieden. Dann fügte sie leise hinzu: „Vielleicht sollten wir das Nichtorakel befragen, bevor wir schlafen gehen.“ Dann knieten sie sich alle hin. Judith drückte ihre Dankbarkeit aus und bat darum, dass sie eine Lösung finden würden. Danach teilten sie sich auf. Die Mädchen blieben im Schlafzimmer, die Jungen nahmen ihre Matratzen und legten sich im Nebenzimmer schlafen.

Judith hatte wieder einen Traum. Zuerst sah sie sich inmitten einer feinen Gesellschaft. Alle waren wunderbar in Jersey, Satin oder Samt gehüllt und wiegten sich rhythmisch zu leichter Rokokomusik. Da blickte sie auf ihren Körper und erschrak. Sie trug nur ein Torselett und einen Tanga. Sie schämte sich so und wäre am liebsten im Boden versunken. Als sie den Kopf wieder hob, hatten die Leute sie umringt. Die Musik stoppte. Alle

blickten her, warfen wie auf ein Kommando ihre Kleider von sich und waren jetzt genau so wenig bekleidet wie sie. Sie klatschten ihr zu, wilde Musik begann und sie hatte das Gefühl, von dem Treiben aufgesogen und mitgewirbelt zu werden, fast so, wie wenn man in einen Strudel gerät. Endlich konnte sie sich daraus lösen und ein weißes Nachthemd überstreifen. Sogleich erhob sich ein Gekreis und Gespött, während sie sich mit schwebenden Schritten entfernte. Danach war es plötzlich still. Die Gesellschaft war verschwunden und statt in einem Saal befand sie sich auf einer weiten Ebene. Ein schmaler, endlos langer Weg führte von ihr weg. Sie war ganz allein und fühlte sich trotzdem nicht einsam. Kaum war sie einige Schritte gegangen, begegnete sie einer Gestalt. Sie versuchte zu erkennen, wer es war, sah aber nur undeutliche Gesichtszüge. Dafür vernahm sie eine sanfte Stimme und die Worte: „Geh nur weiter. Wenn du willst, werde ich dich immer begleiten.“ Dann war der Traum zu Ende. Die Kinder erwachten recht früh am Morgen. Als erster machte sich Mustafa bemerkbar und klopfte an die Tür der Mädchen. „Seid ihr schon wach?“, fragte er so laut, dass auch Sara aufschreckte, die noch geschlafen hatte. „Ich sollte mal!“, sagte er durch die spaltweit geöffnete Tür. „Dann komm rein!“, rief Sara und zog die Decke über das Gesicht. Neben dem Schlafraum war nämlich wieder eine Toilette, wie üblich ohne Dusche. Sobald alle angezogen waren, versammelten sie sich im Schlafzimmer. Teils am Boden, teils auf den Betten sitzend besprachen sie ihre Lage. Ingeheim erwarteten sie auch etwas zum Frühstück; aber das sollte eine vergebliche Hoffnung sein, denn bis am Mittag würde sich im Haus nichts rühren. Nun galt es also, Ideen zu ihrer Befreiung zu diskutieren – eine Situation, die ihnen nachgerade vertraut war. Mustafa machte den ersten Vorschlag: „Wir könnten eine Steckdose suchen und mit einem metallenen Gegenstand, zum Beispiel einer Schere oder einer Büroklammer, einen Kurzschluss verursachen. Dann kommt der Boss vielleicht nachschauen und wir können ihn zusammenschlagen und flüchten.“ „Ich denke nicht, dass wir damit durchkommen, obschon das ein guter Einfall ist“, sagte Thomas. „Erstens ist das nicht ungefährlich. Wir könnten zwar ein Tuch um die Schere oder was immer wickeln, damit wir das Metall nicht direkt anfassen müssen. Aber zweitens würde der Boss, falls er es überhaupt bemerkt, sehen, dass wir den Kurzschluss verursacht haben und etwas damit bezwecken. Drittens würde er sich wahrscheinlich sagen, die Sache sei nicht dringend, oder einfach eine neue Sicherung einsetzen oder den Schalter zurückstellen, wenn es sich um einen Sicherungsautomaten handelt.“ „Ich hatte eine ähnliche Idee mit einem Rauchmelder, bei dem wir

vielleicht mit einer Kerze oder einem brennenden Stück Papier einen Alarm auslösen könnten“, sagte Sara. „Aber das ist vermutlich nicht besser.“ „Oh doch“, entgegnete Judith. „Da ist der Verdacht größer, dass es sich um ein ernsthaftes Problem handelt. Wenn wirklich ein Brand ausbricht, muss er ja damit rechnen, dass das Haus in Gefahr ist.“ Also machten sie sich auf die Suche nach einem Rauchmelder, aber ohne Erfolg. Mustafa hatte einen weiteren Vorschlag: „Wir könnten Papierflieger falten und durch das Fenster werfen. Vielleicht finden wir einen Lippenstift oder Kugelschreiber. Dann schreiben wir zum Beispiel drauf: ‚HILFE! WIR SIND HIER EINGESCHLOSSEN!‘ Dann sieht der Postbote sie und ruft die Polizei.“ „Warum nicht?“, sagte Judith. „Das wäre doch wenigstens etwas! Und wenn der Boss einige Dinger entdeckt, schadet uns das ja nichts.“ Also suchten sie Schreibmaschinenpapier und fanden auch welches. Damit sich die Flugzeuge durch die Fenstergitter werfen ließen, mussten sie ausreichend schmal sein. Dafür eigneten sich besonders der „Pfeil“, der „Agpaar“ und der „Cirrus“. Der letztere war etwas schwierig zum Falten, deshalb gibt es hier keine Bauanleitung; aber Mustafa war ein Fachmann und beherrschte alle Modelle. Er kommandierte: „Für den ‚Pfeil‘ das Blatt der Länge nach in der Mitte falten und wieder flach streichen. Die oberen Ecken links und rechts zur Mitte hin falten, danach von der Spitze aus die Seiten nochmals gegen innen falten. Jetzt den Flieger in der Mitte wieder zusammenlegen. Mit einem Zentimeter Abstand von der Mittellinie links und rechts einen Steg falten und die Flügel waagrecht stellen. Außen an den Flügeln nach oben Flossen und am Heck im Steg einen Zwickel falten, das ist ein kleines Dreieck. Beim ‚Agpaar‘ faltet man wieder zuerst längs der Mittellinie und drückt das Papier flach. Dann faltet man es von der Spitze bis zur Ecke unten links, rechts genau gleich. Das überstehende Eck oben einschlagen und das Papier in der Mitte in der Längsrichtung zusammenlegen. Dann einen vom Heck zur Spitze zulaufenden Steg und am Heck kurze Flossen falten. Zwischen Flossen und Flügeln sowie am Steg im Heck erhält der Flieger lange, schmale Zwickel.“ Das sah dann so aus:



Als sie etwa zehn Flieger gefaltet hatten, sagte Sara: „Vielleicht sollten wir sie mit einer Geheimtinte beschreiben, damit der Boss sie liegen lässt. Nur ein aufmerksamer Finder sollte drauf kommen, dass sie eine Nachricht enthalten.“ Auch dieser Vorschlag schien vernünftig zu sein. Wie konnte man das bloß anstellen? Eine Geheimtinte zu beschaffen war eine Sache. Da gab es ja einige Flüssigkeiten, die sie vielleicht auftreiben konnten: Zitronensaft, Saft von Zwiebeln, Essig oder Milch. Alle diese Säfte trocknen unsichtbar, erscheinen aber beim Erwärmen. Außerdem gibt es Tinten, die beim Erkalten wieder verschwinden. Aber solche waren nicht greifbar. Tatsächlich fanden sie einen Tintenkiller, der die gleiche Eigenschaft hat wie zum Beispiel Zitronensaft. Das größere Problem bestand jedoch darin, jemanden dazu zu bewegen, das Papier zu erwärmen. Schließlich entschieden sie Mustafas Botschaft mit dem Tintenkiller zu schreiben und darüber mit Kugelschreiber die Aufforderung „AUF EINE WARME KOCHPLATTE LEGEN!“ anzubringen. Viel versprachen sie sich zwar nicht davon, aber die Papierflieger durchs Fenster werfen machte trotzdem Spaß. Als sie damit fertig waren, fragte Mustafa: „Gibt es nicht auch eine Möglichkeit, Radiowellen zu nutzen?“ Nun war Thomas in seinem Element: „Wenn wir einen einfachen Radioempfänger bauen wollen, gelingt uns das wahrscheinlich schon. Wir brauchen ein Holzbrettchen, gut dreißig Meter dünnen, lackierten Kupferdraht (0,4 mm Durchmesser wäre ideal), eine rostige Rasierklinge, einen Bleistiftstummel, eine leere WC-Papierrolle, eine Holzschraube, einige Büroklammern und Reißzwecken oder Klebeband und einen etwa zehn Zentimeter langen, schmalen Streifen aus Kupfer- oder Messingblech. Zur Not reicht auch eine große Büroklammer, die man streckt. Zuerst etwa hundertfünfzig eng aneinander liegende Windungen Kupferdraht auf die Kartonrolle wickeln und danach ohne Unterbrechung zehn Meter Draht als Antenne im Zimmer gerade ausspannen. Die Papprolle wie die folgenden Teile wenn möglich auf dem Brettchen anzwecken oder festkleben. Am gleichen Ende der Kupferwicklung, da, wo die Antenne beginnt, etwas Lack abschaben und diese Stelle mit der Rasierklinge leitend verbinden, zum Beispiel mit Hilfe einer Schlinge oder Reißzwecke. Die Rasierklinge fixieren. Danach ein kurzes Stück Draht an beiden Enden blank schaben, das eine Ende an der Graphitmine anliegend in den Bleistiftstummel stecken und den Bleistift so über der Rasierklinge festmachen, dass die Spitze die Rasierklinge mit leichtem Druck berührt. Dazu den Draht eventuell mit ein paar Windungen unter dem Bleistift zu einer Feder biegen und anzwecken. Das andere Ende zum Beispiel auf eine Büroklammer führen und zum Anschluss des

Kopfhörers benutzen, genau gleich wie das noch freie Ende der Kupferwicklung. Nun muss man noch an einem Ende des Metallstreifens ein Loch anbringen, am anderen Ende eine kleine Delle als Kontaktpunkt schlagen und den Streifen mit der Holzschraube so in der Mitte unter der Kupferspule anbringen, dass er mit dem Kontaktpunkt auf der Spule schleifen kann. Die Spule schabt man da, wo der Kontakt gleitet, auf der ganzen Länge vorsichtig blank. Das Ende des Streifens wird leitend mit der Erde, zum Beispiel einem Heizungs- oder Wasserleitungsrohr verbunden. Wenn man die Rasierklinge gleichzeitig zum Abschaben des Lacks verwenden will, muss man die Reihenfolge der Arbeiten natürlich ändern. Das einzige Problem bei diesem einfachen, batterielosen Detektorempfänger ist der Kopfhörer. Nur ein alter, hochohmiger Kopfhörer ist brauchbar, zum Beispiel ein Kristallohrhörer. Wenn ich keinen solchen habe, kann ich es mit dem Kopfhörer meines Walkmans versuchen. Dazu muss ich einen kleinen Netztransformator öffnen, die Steckerstifte mit den Kopfhöreranschlüssen des Radios verbinden und den Kopfhörer beim Niederspannungsausgang des Transformators anschließen. Ein modernes, geschaltetes Miniaturnetzteil geht nicht. Vor allem in den Abendstunden können wir dann durch Verschieben des Schleifkontakts und Abtasten einer günstigen Stelle auf der Rasierklinge, vorzugsweise am Rand oder auf der Schrift, die starken Mittelwellensender hören. Statt der rostigen Rasierklinge und dem Bleistift hat man früher zum Gleichrichten der Radiowellen einen Pyritkristall (Katzengold, FeS_2) und eine feine Nadel benutzt.“ „Wo hast du bloß diese geniale Anleitung her?“, wollte Mustafa wissen. „Ich habe sie im Internet gefunden und danke dem Verfasser für seine Idee“, antwortete Thomas und fuhr dann fort: „Um hingegen einen einfachen Radiosender zu bauen, müssen wir auf eine Erfindung zurückgreifen, die heute verboten ist, da sie breitbandig alle Empfangsgeräte stört. Wir benötigen eine alte, elektromechanische Türklingel mit ungefährlicher Gleichstromversorgung und bringen auf der Spule über dem so genannten Wagnerschen Hammer (einem Elektromagneten mit einem automatischen Unterbrecher) eine zweite Wicklung mit einer hohen Windungszahl aus feinstem Kupferlackdraht an. Wichtig ist, dass sich über dem Unterbrecher ein Kondensator zur Funkenlöschung befindet. Der Kern der Spule sollte aus geschichteten Blechen bestehen; sonst müsste man ihn durch ein Bündel aus möglichst dünnem Blumendraht ersetzen, damit die Wirbelstromverluste nicht zu groß werden. Parallel zur Sekundärwicklung bauen wir einen Ladekondensator und einseitig am Fußpunkt einen Kondensator für den Schwingkreis ein. Die Kondensatoren können wir aus zwei Schichten

Aluminiumfolie mit je einer Schicht Kunststofffolie dazwischen selber wickeln. Die zwei Anschlussdrähte legen wir einfach auf die Alufolien. Der Schwingkreis besteht aus dem erwähnten Kondensator und parallel dazu einer weiteren Spule. Daran ist eine Antenne angeschlossen. Schließlich müssen wir zwischen den Kopfpunkten der beiden Kondensatoren noch eine Funkenstrecke einfügen, damit die Energie des Ladekondensators beim Erreichen der Zündspannung den Schwingkreis anregt. Ihre Form ist nicht so wichtig; die Kathode (Altgriechisch: *káthodos*, „Weg nach unten“) sendet die Elektronen aus und besteht meist aus einer Spitze, die Anode (Altgriechisch: *ánodos*, „Weg nach oben“) nimmt die Elektronen auf und hat die Form einer Platte. Natürlich muss man für den Schwingkreis noch ein bisschen rechnen. Bei einer Luftspule mit einem Radius von $r = 5 \text{ mm}$, $N = 20$ satt gewickelten Windungen und einem Drahtdurchmesser von $d = 1 \text{ mm}$ erhalten wir eine Induktivität L von ungefähr:

$$L [\text{nH}] \approx \frac{4 \cdot r^2 \cdot N}{d} = \frac{4 \cdot 25 \cdot 20}{1} = 2000 \text{ nH („Nanohenry“)}$$

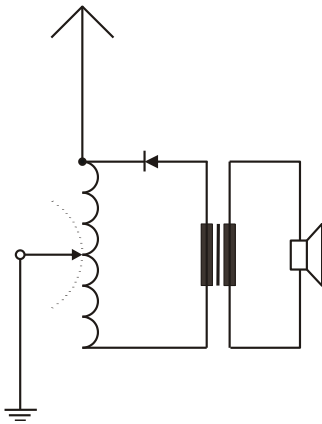
Die Kapazität C eines Folienkondensators mit einer Fläche von $A = 0,004 \text{ m}^2$ (z. B. $10 \times 4 \text{ cm}^2$) und einer Folie von $d = 0,1 \text{ mm}$ Dicke (z. B. braunes Klebeband) beträgt etwa:

$$C [\text{nF}] \approx \frac{20 \cdot A}{d} = \frac{20 \cdot 0,004}{0,1} = 0,8 \text{ nF („Nanofarad“)}$$

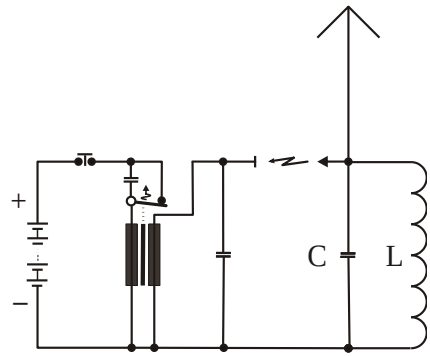
Daraus berechnet man die Resonanzfrequenz f eines ungedämpften Schwingkreises wie folgt:

$$f = \frac{1}{2\pi \cdot \sqrt{L \cdot C}} [\text{Hz}] \approx \frac{1000}{2\pi \cdot \sqrt{1600}} [\text{MHz}] \approx 4 \text{ MHz („Megahertz“)}$$

Das Ganze gibt einen Knallfunkensender. Mit einem ähnlichen, aber stärkeren Gerät hat Guglielmo Marconi 1899 erstmals eine Nachricht über den Ärmelkanal telegraphiert.“



Detektorradio



Knallfunkensender

Leider blieb es bei diesen theoretischen Ausführungen, da die Hausglocke nicht zugänglich und kein weiteres Material auffindbar war. Dagegen erklang kurz vor Mittag im Haus plötzlich Popmusik. Türen wurden zugeknallt und laute Kinderstimmen ertönten. Anscheinend war eine Gruppe Jugendlicher eingetroffen. Nach etwa zehn Minuten trat plötzlich der Boss ein und sagte: „Ich hoffe, dass ihr unterdessen zur Vernunft gekommen seid. Wenn ihr etwas essen und an der Party teilnehmen wollt, solltet ihr jetzt mitkommen!“ Er machte eine einladende Handbewegung, öffnete die Tür sperrangelweit, schritt rasch durch den Korridor und verschwand durch die nächste Tür. Judith, Mustafa und Sara zögerten zuerst. Dann folgten sie ihm langsam, während Thomas in die Richtung des Lärms rannte und just in dem Augenblick zurückkam, als die anderen durch die nächste Tür in die Garage traten. Thomas konnte ihnen gerade noch zuflüstern: „Da ist gar niemand. Es ist nur ein Video!“ Dann schlug die Tür zwischen dem Korridor und der Garage zu. In der Garage roch es süßlich und Thomas stellte sogleich fest, dass aus einer Düse Gas ausströmte. Er rief: „Lachgas!“, hielt sich Mund und Nase zu und drängte die anderen gegen das verschlossene Tor. Der Boss, der ihnen vorausgeeilt war, hatte sich wieder zur Wohnungstür begeben und versuchte verzweifelt, diese zu öffnen. Schon halb benommen, hämmerte er auf das Tastenfeld und hielt eine möglicherweise defekte Schutzmaske in der Hand. Thomas hatte inzwischen den Kasten für das Garagentor gefunden. Er trug das Markenzeichen RRACC. Zuversichtlich gab er die bekannten fünf Ziffern ein, die sie schon beim Durchgang zum See benutzt hatten, und drückte auf den Knopf zum Öffnen. Das Tor ging langsam hoch. Sie warteten nicht zu, son-

dern krochen rasch unten durch und holten tief Luft. Während sie es schafften, die Luft genügend lang anzuhalten, gelang das dem Boss nicht. Offenbar hatte er bereits eine hohe Dosis eingeatmet, denn er lag regungslos am Boden. Nur war das jetzt nicht ihre Sorge. Sie liefen zum Tor in der Buchenhecke, das sich ebenfalls geöffnet hatte, und marschierten hinaus auf die Landstraße. Endlich waren sie frei. Plaudernd und scherzend schritten sie der Ortschaft entgegen, als Judith bemerkte, dass sie ihre Aufzeichnungen im Haus liegen gelassen hatte. Seit der Ankunft in Edelstadt hatte sie Tagebuch geführt und gerade heute waren ihr im Landhaus noch Papiere in die Hände gefallen, die offensichtlich etwas mit der Entführung vor einem Jahr zu tun hatten. Es befanden sich nämlich Ausschnitte aus Zeitungen darunter, die über ihr Verschwinden berichtet hatten. Sie hatte alles sauberlich in einen Umschlag gesteckt und wollte diesen mit nach Hause nehmen, aber infolge ihres überraschenden Aufbruchs war er nun liegen geblieben. Umkehren mochte sie jedoch nicht mehr. Während sie dahinschlenderten, hätte Thomas noch gerne etwas über elektronische Türöffner erzählt, besonders über Systeme mit einem PIN-Code (PIN: Personal Identification Number, persönliche Identifikationsnummer). Aber dann dachte er daran, dass dies die Domäne von Jessica sei und die andern durch den Umgang mit Geldautomatenkarten und Routern für WLAN-Verbindungen (WLAN: Wireless Local Area Network, drahtloses lokales Netzwerk) zum Internet sicher Bescheid über Zahlen-codes und Passwörter wüssten und an seinem Wissen jetzt kaum interessiert seien. Damit hatte er wahrscheinlich Recht.

Kapitel 10

Das Wiedersehen

Etwa um dreizehn Uhr erreichten Sara, Mustafa, Judith und Thomas die Ortsgrenze. Hier trennten sich ihre Wege. Mit Umarmungen und Küssen verabschiedeten sie sich voneinander und verabredeten Sonnabend vor Schulbeginn ein Stelldichein beim Schulhaus. Bis dahin würden sie den Urlaub mit ihren Familien verbringen und sich gelegentlich gegenseitig anrufen.

Sara kam als erste nach Hause. Als sie eintrat, war gerade ein Streit zwischen ihren beiden jüngeren Geschwistern im Gang. Deshalb blieb ihre Ankunft zunächst unbemerkt. Erst als sie laut rief: „Ich bin da!“, verstummte das Geschrei. Ihre Mutter kam aus der Küche und strahlte über das ganze Gesicht. „Endlich sehen wir dich wieder!“, sagte sie. Da sie noch Geschirr vom Abwasch in den Händen hielt, konnte sie Sara nur auf diese Weise begrüßen. Dafür fragte sie gleich: „Hast du schon etwas gegessen?“ und als Sara verneinte, „Dann komm und setz dich hin, es ist noch was übrig.“ Jetzt kam ihr Vater herzu, strich ihr über das Haar und sagte: „Wir haben dich wirklich vermisst.“ Das war ehrlich gemeint. Weil sie eine kinderreiche Familie waren – Sara hatte noch drei ältere Geschwister – hatte ihre Mutter bisher wenig Zeit für sie gehabt oder jedenfalls empfand Sara das so. Deshalb war ihre Beziehung nicht so eng. Dafür schätzte sie es, dann und wann mit ihrem Vater sprechen zu können, wenn er von der Arbeit nach Hause kam. Saras Familie war nicht reich, da ihr Vater keinen hohen Verdienst hatte. Er war Lastwagenfahrer und musste morgens früh weg, gewöhnlich um halb fünf. Um fünf musste er nämlich bereits den Wagen beladen. Dabei half ihm ein Mitarbeiter im Lager. Danach suchte er entsprechend der Liste, die er am Vorabend vom Disponenten erhalten hatte, die Kunden auf und lieferte die bestellten Waren ab. Wenn der Verkehr dicht und die Straßen schlecht waren, kam er manchmal erst abends um sieben nach Hause. Eigentlich waren so lange Fahrten nicht erlaubt, aber Arbeit war besser als keine. Deshalb fügte er sich ohne Widerrede. Nach einem solchen Tag war er zwar jeweils müde, nahm sich aber trotzdem Zeit für seine Familie und half nach Möglichkeit noch seiner Frau im Haushalt oder den Kindern bei den Hausaufgaben. Obwohl Saras Eltern, abgesehen von seltenen Meinungsverschiedenheiten, die sich meist um

die Geldeinteilung drehten, eine gute Ehe führten, hatten doch zwei der älteren Kinder einen anderen Weg gewählt. Eine inzwischen neunzehnjährige Tochter war vor mehr als einem Jahr ausgezogen und bei einem Freund in einer Wohngemeinschaft untergekommen. Darüber waren die Eltern nicht glücklich, da sie wussten, dass sie sich zu Dingen verleiten ließ, die sie nicht billigen konnten. Sie hätten ihr gerne mehr Sinn für eine sichere und geordnete Lebensweise gewünscht, behielten aber die Hoffnung, dass sich alles zum Besseren wenden werde. Das Vorbild einer guten Familie lässt in den meisten Kindern, gerade wenn sie dazwischen Irrwege gehen, irgendeinmal den Wunsch aufkommen, es wieder so gut zu haben wie in ihrer Kindheit und Jugend. Und wenn sie aus materieller Not heraus gelernt haben selber etwas zur Verbesserung beizutragen, fällt ihnen das sicher leichter, als wenn ihnen alles geschenkt worden ist. Darum hofften Saras Eltern, dass auch ihr ältester Sohn seinen Weg finden werde. Er hatte vor einem Jahr die Schule abgeschlossen und eine Ausbildung begonnen, aber bald einmal festgestellt, dass es nicht der Beruf war, den er sich wünschte. Gelegentlich gab es Schwierigkeiten mit dem Chef und den Kollegen. Er konnte sich schlecht beherrschen, war oft unkonzentriert und litt selber darunter. Glücklicherweise gelang es der Betriebspsychologin in der Firma, ihn zu einer Therapie zu bewegen. So fand er langsam den Tritt und schließlich begann ihm sogar seine Arbeit zu gefallen. Die älteste Tochter war schon seit zwei Jahren verheiratet und lebte in einer anderen Stadt. Das waren also Saras Lebensumstände. Ihrem Wesen nach war sie selbstbewusst, lebhaft und meist rasch entschlossen. Diese Eigenschaften hatte sie sich in ihrer Familie aneignen müssen, um sich durchsetzen zu können, und das war ja nicht schlecht. Mit ihren Kolleginnen und Kollegen verstand sie sich gut und wurde von allen akzeptiert. In der Schule war sie fleißig, lernte schnell und liebte alles, was mit Natur, Tieren und entsprechenden Tätigkeiten zusammenhing. Einen eigentlichen Berufswunsch hatte sie noch nicht, dachte aber, dass sie einmal gerne als Tierpflegerin, bei einem Tierarzt oder vielleicht in der Landwirtschaft arbeiten möchte. Enge Freundinnen besaß sie nicht, aber jetzt, da sie elf war und in eine neue Klasse kam, würde sie vielleicht welche finden. Wegen der Schule machte sie sich keine Sorgen. Auch zu Hause fühlte sie sich wohl. Ihre jüngeren Geschwister hatten sie zwar manchmal genervt, aber das würde nun auch besser werden. Nur der Wegzug ihrer älteren Schwester tat ihr leid. Sie liebte sie sehr und hatte immer ein gutes Verhältnis zu ihr gehabt. Vielleicht würde das ihrer Familie helfen, die Beziehung aufrechtzuerhalten. Im Grunde fühlte sie sich

sogar ziemlich glücklich, wenn sie daran dachte, dass sie ihr ganzes Leben vor sich hatte, ohne zu wissen, was noch alles werden würde. War das nicht spannend?

Es traf sich, dass Mustafa als nächster zu Hause ankam. Seine Mutter hatte unentwegt den ganzen Morgen zum Fenster hinausgeschaut und sich immer wieder gefragt: „Wann kommt er endlich?“ Eigentlich wäre seine Rückkehr ja schon am Freitagabend geplant gewesen. Die Ungewissheit der ersten Wochen war für sie fürchterlich gewesen. Ihre Trauer färbte auf die ganze Familie ab. Mustafa hatte eine kleinere Schwester und einen ganz kleinen Bruder. Beide verstanden noch nicht, was vorging und warum ihr Bruder nicht mehr da war. Nur am Weinen ihrer Mutter erkannten sie, dass etwas Schlimmes geschehen sein musste. Ihr Mann fühlte sich hilflos. Schon der Wechsel aus seiner Heimat in ein fremdes Land war für ihn schwierig gewesen. Einfach seine Kultur, seine Bekannten, seine Familie verlassen und hier eine neue Arbeit, eine neue Sprache und neue Gewohnheiten annehmen war eine große Herausforderung. Leider blieb ihm nichts anderes übrig, da die wirtschaftlichen Möglichkeiten daheim so beschränkt waren, dass es ihm unerreichbar schien eine Familie zu ernähren. Eine solche wollte er aber haben; das hatte er sich fest vorgenommen. Und mit einem ausreichenden Einkommen könnte er ja immer von Zeit zu Zeit nach Hause fahren. Dazu war es so, dass ein im Ausland erfolgreicher Mann auch daheim angesehen war und seine Mitbürger für seine Situation, die sich nicht von derjenigen anderer unterschied, Verständnis zeigten. Er hatte eine Anstellung bei einer Handelsfirma und wurde von seinen Vorgesetzten und Mitarbeitern geschätzt. Seine Frau fühlte sich auch gut, obwohl sich ihre Beziehungen auf Nachbarinnen aus ihrer Heimat beschränkten, da sie selten Gelegenheit hatte, mit einheimischen Frauen zu sprechen und deshalb die Sprache auch weniger beherrschte. Natürlich betonten beide ihre Herkunft und bemühten sich ihre Sprache, Religion und Kultur zu bewahren und an die Kinder weiterzugeben. Allerdings mussten sie bei Einwanderern mit älteren Kindern feststellen, dass das nur zum Teil gelang. Viele so genannte Secondos bekundeten einerseits Mühe, ihr Erbe zu bewahren; andererseits fiel es ihnen schwer, sich zu integrieren. Ihre Bildungsmöglichkeiten waren geringer, da sie häufig mit sprachlichen Schwierigkeiten kämpften. Entsprechend waren auch die Berufsaussichten schlechter. Das Fehlen des sozialen und kulturellen Hintergrunds bewirkte oft ein Gefühl der Minderwertigkeit, das sie dadurch zu verbessern suchten, dass sie sich Gleichaltrigen aus ihrem oder einem ähnlichen Herkunftsland anschlossen und dann aus Langeweile, Gel-

tungsbedürfnis und Frust Dinge taten, die sie eigentlich nicht tun wollten und die ihre Eltern in Fassungslosigkeit stürzten. Mustafas Vater wollte das um jeden Preis verhindern und nahm sich vor seine Kinder überall mitmachen zu lassen, wo sie ihre Fähigkeiten einsetzen und vor allem soziale Kontakte pflegen konnten. Leider war Mustafa nicht besonders an Fußball interessiert, sonst hätte er ihn schon lange in einen Klub geschickt. Dafür griff er sofort zu, als sich die Möglichkeit bot, sich im Quartier an einem Treff zu beteiligen, wo Eltern und Kinder zusammenkamen und etwas zur Vertiefung des Gemeinschaftsgefühls taten, zum Beispiel Mahlzeiten für weniger Bemittelte organisierten, gebrauchte Güter für den täglichen Bedarf sammelten oder Spielnachmittage für Jung und Alt durchführten. Es war gut, zu sehen, dass die einheimische Bevölkerung sie im Bewusstsein unterstützte, dass sie damit gemeinsam Problemen vorbeugten, die anderswo aufgekommen waren. Schließlich waren sie alle Mitglieder der menschlichen Familie und willig zu helfen, wo Hilfe nottat. Mustafa selbst hatte keine Probleme. Er war aufnahmefähig, intelligent und jeder Situation gewachsen. Dazu war er kontaktfreudig, unkompliziert und im positiven Sinn gutmütig. Er reagierte nicht auf Angriffe, fühlte sich nie verletzt und hatte es deshalb nicht nötig, andere zu verletzen oder sich zu verteidigen. Wenn sich ausländische Jugendliche bisweilen bewaffneten, weil sie fürchteten von anderen angegriffen zu werden, so brauchte Mustafa das nicht, denn jeder wusste, dass er niemals zuschlagen oder sich in einen handgreiflichen Streit einmischen würde. Das passte einfach nicht zu ihm und das respektierten alle. Deshalb musste Mustafa sich nie durch laute Worte, dumme Sprüche oder gar Gewalttätigkeit Selbstachtung verschaffen. Das war ihm bewusst, das war auch sein Vorsatz und darum fühlte er sich sicher und wohl. Natürlich schmerzte es ihn, dass seine Großeltern, seine Kusinen und Vettern so weit weg wohnten und er sie nur selten sah. Es tat auch weh, dass er seine Muttersprache nicht mehr so beherrschte wie seine Verwandten und dass seine Heimat in ihrer Bedeutung langsam verblasste. Das machte ihn manchmal traurig. Er dachte, er könne vielleicht später einmal wieder dort wohnen, wusste aber, dass das eine trügerische Vorstellung war. Was ihn dagegen tröstete, war der Gedanke, dass viele seiner Kameraden Jahr für Jahr in seiner Heimat den Urlaub verbrachten und diese für sie mit der Zeit zur zweiten Heimat wurde. Zum Glück war die Welt dank der modernen Kommunikations- und Transportmöglichkeiten so klein geworden. Hoffentlich würde das immer so bleiben. So gesehen erschien ihm sein Schicksal erträglich.

Nun war auch Judith bei ihrer Familie angekommen. Als erster kam ihr jüngerer Bruder angerannt, der kürzlich neun Jahre alt geworden war. Judith war jetzt vierzehn. Er hatte fast nicht warten können und schon am Vorabend ungeduldig gejammert: „Wo bleibt sie bloß so lange?“ Als sie endlich da war, fiel er ihr um den Hals und küsste sie heftig. Er konnte fast nicht aufhören und rief in einem fort: „Judy, du Schatz!“ Judith selbst war ganz gerührt von so viel Begeisterung. Dann trat sie ins Wohnzimmer ihres behaglichen und geräumigen Einfamilienhauses. Da saß ihre Mutter, den Kopf zurückgelehnt und die Augen geschlossen. „Mama, wie geht es dir?“, fragte sie leise. Ihre Mutter öffnete die Augen, blickte sie groß an und erwiderte leicht gequält: „Da bist du ja! Weißt du, ich fühle mich heute nicht so gut.“ Judith wusste, dass es wahrscheinlich nicht nur an diesem Tag, war, dass es ihrer Mutter schlecht ging. Sie war schon immer etwas melancholisch gewesen. Vor vier Jahren hatte sie ein Kind im sechsten Monat verloren. Kurz darauf waren ihre beiden Eltern bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Diese Schicksalsschläge konnte sie nie richtig überwinden. Dazu empfand sie immer ein persönliches Ungenügen und fühlte sich den Anforderungen des Lebens nicht gewachsen, obwohl das überhaupt nicht zutraf. Es war ihr bewusst, dass ihre Erwartungen oft über das Menschenmögliche hinausreichten. Eigentlich verspürte sie in sich einen Drang, Bedeutendes zu schaffen. Wahrscheinlich hätte sie ihr Leben anders gestalten sollen. Als junge Frau hatte sie eine Ausbildung als Konzertpianistin begonnen und ihre Lehrer hatten ihr eine große Zukunft vorausgesagt. Dann folgten die Bekanntschaft mit ihrem Mann, die Heirat und das erste Kind, das war Judith. Damit war ihr Leben ausgefüllt und Klavier spielte sie nur noch selten. Jetzt empfand sie manchmal eine Leere oder anders gesagt einen Mangel, eine Entfaltungsmöglichkeit nicht genutzt zu haben, die ihr Befriedigung und Kraft verschafft hätte, und eine gewisse Trauer darüber, dass diese Gelegenheit endgültig vorbei war. Tatsächlich ist es so, dass jemand einen starken Glauben haben muss, um zu verstehen, dass die irdische Entwicklung nur eine Fassade aus einem reichen Spektrum von Möglichkeiten ist, die uns in der Ewigkeit zur Verfügung stehen, und dass es wichtig ist, daraus diejenige zu wählen, die uns am meisten voranbringt, und das ist nun einmal unbestreitbar die Elternschaft. Keine andere Aufgabe ist derart fordernd und formend. Es ist ein entsetzliches Missverständnis unserer Gesellschaft, Menschen von angeblichen Zwängen befreien zu wollen und sie dadurch nur zu erniedrigen und einzuschränken. Wenn Judith solche Gedanken auch nicht bis ins Einzelne durchdenken konnte, so hatte sie doch ein vages Gefühl dafür und

eine innere Gewissheit, dass es richtig war, hier und in dieser Familie zu sein, und dafür war sie dankbar. Sie selber hatte ähnliche Probleme wie ihre Mutter. Darüber hinaus war sie hochbegabt, sehr musikalisch und eine glänzende Schülerin, einfühlsam und feinfühlig, aber eben auch scheu, ein wenig verschlossen und bisher ohne wirkliche Freundinnen. Zwar hatte sie gelernt, dass es an ihr lag, Kontakte zu suchen und auf andere zuzugehen, aber das war einfacher gesagt als getan. Es gab auch Augenblicke, wo sie an sich zweifelte und ihre Zukunft in einem trüben Licht sah, wo sie fürchtete durch gleiche Depressionen bedrückt und gelähmt zu werden wie ihre Mutter und dadurch die Freude am Leben zu verlieren. Ihre Mutter hatte deswegen längere Zeit Tabletten schlucken müssen und Judith war in Versuchung gekommen, eine zu stibitzen, um sich ein wenig Hochgefühl zu verschaffen. Allerdings wusste sie, dass eine Heilbehandlung Wochen dauert und eine gute Zusammenarbeit zwischen Arzt und Patient erfordert, bis die richtige Dosierung gefunden ist. Da machten es sich die anderen Jugendlichen oft leichter und tranken sich einen Rausch an oder bekifften sich. Nur führt ein solches Verhalten, wenn es zur Gewohnheit wird, immer in einen Teufelskreis von Abhängigkeit und eine Spirale nach unten, bis jemand ganz am Boden ist. Wer dann nicht aufgibt, muss sich wieder nach oben arbeiten. Besser ist es, diesen Weg gar nicht erst einzuschlagen, sondern rechtzeitig Hilfe zu suchen. Judith war klug und entschlossen genug dies zu tun, wenn es einmal nötig sein sollte. Judiths Vater war Anwalt und durch seine Tätigkeit mit Personen in allen Lebenslagen bekannt. Er hatte gelernt Schwierigkeiten mit Distanz zu begegnen und sie durch eine sachliche Brille zu sehen. Das half ihm, sein inneres Gleichgewicht zu bewahren und zu Hause zwar Besorgnis und Mitgefühl zu zeigen, wo es nötig war, aber auch beschwichtigend einzuwirken, wenn ihm die Sorgen übertrieben erschienen. Zum Glück war er humorvoll und konnte oft mit einem kleinen Spaß, einer lustigen Bemerkung oder einem witzigen Spruch die anderen zum Lachen bringen. Humor ist wirklich Medizin und eine wundervolle Gabe. Familien, in welchen viel gelacht wird, sind psychisch deutlich stärker. Mit einer fröhlichen Grundeinstellung kann man Schwierigkeiten eher wegstecken, Fehler leichter vergeben und eigene Schwächen besser ertragen. Umgekehrt neigt man ja gerne dazu, andere zu kritisieren, um sich das eigene Unvermögen vergessen zu lassen. Judith schätzte es, dass ihr jüngerer Bruder viel von Vaters Art mitbekommen hatte. Sie liebte ihn auch und hoffte insgeheim einmal einen solchen Freund oder Partner zu finden. Bis dahin gedachte sie alles zu tun, was in ihren Kräften lag, und wenn sie sich nicht

gut fühlte, den Rat zu befolgen, den ihnen Regula gegeben hatte, nämlich jemandem zu helfen, dem es noch schlechter ging.

Jetzt blieb nur noch Thomas übrig, der als letzter bei sich zu Hause eintraf. Gefasst trat er durch die Tür der kleinen Wohnung. Wenn auf einen in ihrer Gruppe die Formulierung „mit schwerem Herzen“ zutraf, dann auf ihn. Halb freute er sich seine Mutter wiederzusehen, halb schmerzte es ihn, dass er sie allein vorfinden würde. Sie hatte ihm schon bei seinem Anruf gesagt, dass sie und ihr Mann sich getrennt hätten. Thomas konnte das nicht verstehen, denn er liebte beide. Auf der anderen Seite war er erwachsen genug, um einzusehen, dass Ehepaare sich auseinander leben können. Zuerst hatte er versucht einem von beiden die Schuld an der Trennung zu geben. Vielleicht war es seine Mutter, die ihrem Mann durch Nörgelei und unerfüllte Wünsche das Leben schwer gemacht hatte. Vielleicht war es sein Vater, der durch Teilnahmslosigkeit und häufige Abwesenheit die Beziehung zu seiner Frau vernachlässigt hatte. Dann kam er darauf, dass er ja nichts ändern könne und es für ihn am besten sei, weiterhin beide zu lieben. Für die nächsten Jahre und bis zum Abschluss seiner Ausbildung würde er bei seiner Mutter bleiben, das war so abgemacht, und danach würde er weitersehen. Geschwister hatte er keine. Auch das bedauerte er, aber vielleicht war es ein Zeichen dafür, dass die Ehe seiner Eltern schon eine Weile aus dem Lot war. Welche Lehren sollte er daraus ziehen? Die erste und wichtigste war, dass man in einer solchen Situation nicht Schuldige, sondern Lösungen sucht. Die Lösung, seine Eltern wieder zusammenzuführen, lag zwar außerhalb seiner Reichweite. Aber er konnte das Besuchsrecht nutzen und vielleicht darüber hinaus öfter mit seinem Vater zusammenkommen. Sicher hatte seine Mutter dagegen nichts einzuwenden. Dann wäre es für ihn auch hilfreich, außerhalb der Familie gute Kontakte zu pflegen. Er würde also möglichst bald seine Freunde aufsuchen. Vielleicht sollte er weiterhin Fußball spielen. Überhaupt wären die kommenden Wochen eine Gelegenheit, sich nach einem Ausbildungsplatz umzusehen, etwas Geld zu verdienen und seine eigene Zukunft zu planen. Im Grunde fühlte er sich dazu durchaus in der Lage. Alle diese Gedanken stiegen in ihm auf, während er in der Wohnung seine Sachen zusammensuchte. Seine Mutter war erst gestern eingezogen. Viele Kisten und Schachteln standen noch unausgepackt herum und sie selbst war nicht da. Deshalb räumte er zunächst seine Kleider ein, befestigte das Bücherbrett an der Wand, schloss seine kleine Stereoanlage und den alten PC an, den er für wenig Geld erstanden hatte, und begab sich in die Küche in der Hoffnung, im Kühlschrank etwas Essbares zu finden. Seine Mutter

hatte an ihn gedacht und ihm in einem Gefäß eine Mahlzeit bereitmacht, die er jetzt nur in der Mikrowelle zu erhitzen brauchte. Danach legte er sich aufs Bett, um weiter über seine Zukunft nachzudenken. Dabei fiel ihm wieder die Verlockung ein, sich mit einem rassigen Wagen eine Freundin zu angeln. Aber er dachte, dass er nicht nach einer raschen, sondern nach einer dauerhaften Bekanntschaft ausschauen wolle und dafür keinen Wagen brauche. Er versuchte sich seine künftige Freundin vorzustellen. Sollte sie groß und schlank sein oder eher klein und rundlich? Sollte sie blonde, braune oder gar schwarze Haare tragen? Eigentlich war ihm das nicht so wichtig. Bloß fröhlich anlachen sollte sie ihn und mit ihm durch dick und dünn gehen. Häuslich sollte sie auch sein und natürlich gut kochen können. Dann kam ihm in den Sinn, dass man sich nicht fragen darf: „Ist das die richtige Frau für mich?“ oder: „Wie muss sie sein, damit sie zu mir passt?“, sondern: „Bin ich der richtige Mann für sie?“ und: „Wie muss ich sein, damit wir zusammenpassen?“ Einige Antworten auf diese Fragen kannte er schon: „Ich muss selber schenken, was ich vom Partner erwarte. Um Liebe und Zärtlichkeit, Aufmerksamkeit und Wertschätzung zu erhalten, muss ich sie selber erweisen. Ein Kuss und ein freundliches Wort sollen immer mit dabei sein, wenn ich das Haus verlasse oder nach Hause komme. Die Kinder sollen wissen, dass die Mutter die Königin im Hause ist und Rücksichtnahme und Achtung verdient. Ich selber soll das beste Beispiel dafür geben.“ Laute und harte Worte oder gar Beschimpfungen und körperliche Angriffe dürften auf keinen Fall vorkommen und seien unentschuldigbar. Meinungsverschiedenheiten müssten ausdiskutiert werden. Solche seien zwar normal, aber nicht selten ein Zeichen dafür, dass sich die Frau nicht für voll genommen fühle. Eine weitere Antwort war diese: „Drei Dinge müssen in einer Ehe stimmen, dann kann nicht viel schief laufen. Erstens: die Kommunikation. Diese besteht aus Zuhören, Nachfragen, nochmals Zuhören und Wiedergeben, was man aufgenommen hat. Erst danach kann man versuchen seine eigenen Gefühle und Gedanken einzubringen. Zweitens: die Sexualität. Geschlechtliche Beziehungen zwischen Ehepartnern sind das Salz und der Pfeffer in einer Ehe oder vielleicht besser die Sahne und der Zucker. Ob spontan oder geplant, ist weniger wichtig als mit Geduld, Einfühlungsvermögen und Rücksichtnahme. Nichts ist schädlicher, als wenn sich ein Teil genötigt oder missbraucht fühlt. Drittens: das liebe Geld. Egal, ob viel vorhanden ist und man nicht so darauf achten muss oder ob wenig da ist und man gezwungen ist gut einzuteilen, finanzielle Angelegenheiten, die über den täglichen Bedarf hinausgehen, gehören immer gemeinsam besprochen und jedes hat ein An-

recht, über die Situation des Partners orientiert zu sein. Es ist schon von Gesetzes wegen nicht erlaubt, dass ein Mann seiner Frau bloß das Haushaltsgeld gibt und sie nicht mitentscheiden lässt. Auch soll jedes in der Familie im Rahmen der Möglichkeiten etwas Geld zur eigenen Verfügung haben. Selbst Kinder müssen rechtzeitig lernen mit Geld umzugehen. Schulden sind strikte verboten, ausgenommen für Investitionen, die sich später auszahlen, zum Beispiel eine Ausbildung, ein Eigenheim oder ein eigenes Geschäft.“ Erst gegen Abend kehrte seine Mutter zurück, schloss ihn in die Arme und entschuldigte sich für das lange Ausbleiben. Sie hatte noch den Mietwagen zurückgebracht, da sie sich jetzt kein Auto mehr leisten konnte. Sie schilderte Thomas kurz, wie es zu dem Bruch gekommen war und bestätigte, was er vermutet hatte, dass nämlich ihre Ehe schon lange nicht mehr ideal gewesen sei und sie mit der Scheidung, die jetzt eingereicht sei, hätten zuwarten wollen, bis Thomas die Schule abgeschlossen habe. Sie selbst habe eine halbe Stelle in der öffentlichen Verwaltung gefunden und werde morgens jeweils arbeiten. Thomas erzählte von seinen Plänen und sagte, dass er sich in der nächsten Woche bemühen werde einen Ausbildungsplatz zu finden. Er sei zwar schon ein wenig betrübt, komme aber mit der neuen Situation zurecht. Das beruhigte auch seine Mutter, die sich deswegen Sorgen gemacht hatte.

Als sich die vier wie abgemacht am Ende der Ferien beim Schulhaus am Rosenberg trafen, hatte jedes etwas zu berichten. Sara war zwei Wochen auf einem Bauernhof gewesen und hätte stundenlang erzählen können, wie lustig es war, als ein Kälblein an ihrem Finger sog, der Hahn sie aus dem Hühnerhof verjagte und sie mit den Kindern der Bauersleute im Heu herumtollte. Mustafa war mit seiner Familie vier Wochen in seiner Heimat gewesen und hatte viel Zeit auf dem Surfbrett zugebracht. Er hatte für jedes als Geschenk einen Granatapfel dabei und erklärte, wie man den Saft herauspresst. Judith hatte zehn Tage in Südafrika gewelt und erzählte begeistert von ihrer Safarifahrt und der Begegnung mit Elefanten, Löwen, Nashörnern, Zebras und anderen Wildtieren. Thomas hatte eine Lehrstelle als Chemielaborant gefunden. Das war für die anderen, die seine Interessen kannten, keine Überraschung. Schon eher erstaunt waren sie, als er erzählte, er habe versucht mit den Bekannten in Edelstadt Verbindung aufzunehmen, aber das sei nicht mehr möglich; die Grenze sei wieder geschlossen. Alle fragten sich, wie das geschehen konnte. Später sagte Thomas, er habe einen anderen Zugang zum Nichtorakel gefunden. Er denke, dass ihm das helfe, die Scheidung seiner Eltern zu ertragen und seine Zukunft erfolgreich zu gestalten. Er sei sicher, es gebe im Leben Möglichkei-

ten, die weit über das hinausreichten, was sich die Leute vorstellten. Wenn wir sie nutzten, könnten wir mehr Verständnis für den Sinn unseres Lebens, mehr innere Sicherheit und eine fortdauernde geistige Führung erlangen. Danach kritzelte er etwas auf ein Blatt Papier, erklärte, er habe eine Verabredung und verabschiedete sich. Die andern blieben noch eine Weile. Während Sara und Mustafa zusammen schwatzten, dachte Judith über das nach, was Thomas gesagt hatte. Sie wünschte sich ja innig einen geistigen Ort, der ihr für ihr ganzes Leben und darüber hinaus Schutz böte, wo sie sich wohl fühlte und selbstständig, aber doch mit andern vereint in die Zukunft schreiten könnte, wo die Gesetze des Himmels den Menschen in die Herzen geschrieben seien und die Ewigkeit das Maß darstelle, mit dem man irdische Entscheidungen messe. Da fiel ihr Blick auf den Zettel von Thomas. Scheinbar zusammenhanglos standen einige zum Teil unverständliche Wörter darauf: International Ocean Institute Guild Wars Perfluoralkoxyl(-alkan) Theorem Proving System Volkswagen Remote Control Decoder Interface.

Nachwort

Thomas hat richtig festgestellt, dass die Grenze nach Edelstadt wieder zu ist. Unsere Firma liefert zwar weiterhin Kinder aus, aber in der umgekehrten Richtung. Wir beziehen sie in Edelstadt und übergeben sie den Menschen in der Umgebung. Ich selber liebe Kinder über alles, zum Verhauen und zum Anbeißen, und habe darin dem Lehrer Harald nichts vorzuwerfen. Zu meiner persönlichen Situation will ich bloß sagen, dass ich die Aufzeichnungen von Judith mit dem letzten Kapitel ergänzt und endlich Cornelia angerufen habe. Ich werde ihr alles erklären und hoffe, dass sie mich versteht. Schon die erste Begegnung hat in mir starke Gefühle geweckt. Sie gefällt mir trotz ihrer Verwandtschaft. Wer weiß, was daraus wird?

Inzwischen sind fünf Jahre vergangen. Die Schicksale der vier interessieren mich weiterhin. Sara ist jetzt sechzehn und hat eben mit großer Freude eine Lehre als landwirtschaftliche Fachfrau begonnen. Mustafa ist achtzehn und mitten in der Ausbildung als Bankkaufmann. Judith ist neunzehn und wird ein Studium in Romanistik aufnehmen. Sie möchte Lehrerin für Französisch und Italienisch werden. Thomas ist einundzwanzig, hat seine Lehre als Chemielaborant abgeschlossen und weilt zurzeit für zwei Jahre im Ausland. Danach hofft er seine Freundin zu heiraten, falls sie dann immer noch einverstanden ist. Ich selber bin seit vier Jahren glücklich verheiratet. Den Namen meiner Frau brauche ich wohl nicht zu verraten. Kinder haben wir zwar jetzt eigene, aber für die andern besteht immer noch eine gewisse Gefahr. Also nehmt euch in Acht! Was sage ich da? Ihr Frechdachse habt das ja gar nicht lesen dürfen!

PS. Judith ist inzwischen nicht mehr so mager und ganz genießbar.

Sachregister

- Backdraft 80
- Balafon 84
- Befragungen im Freistaat 60
- Biologie (Bienen) 29
- Calciumcarbid 69
- Castingshow 95
- Chi, Chiasmus 79, 91
- Darbuka 84
- Defibrillator 75
- Detektorradio 99
- Diebstahl 52
- Djembe 84
- Enterprise Resource Planning 78
- Erste Hilfe 75
- Fahrschule 55
- Feuerwehr 79
- fit-4-future 67
- Flash-over 80
- Freizeitpark 23
- Fremdsprachenunterricht 28
- Geheimtinten 99
- Geschichte (Gugler) 35
- Hallenbad 37
- Höllentor 57
- Induktivität 101
- Judiths Traum 12, 96
- Kapazität 101
- Karbidkanone 70
- Klimazonen 55
- Knallfunkensender 100
- Kora 85
- Landschaftspark 57
- Lebensrettende Sofortmaßnahmen 75
- Mathematik
 - Abzählen 38, 77
 - Binomialkoeffizienten 34, 65, 87
 - Fünfdimensionaler Würfel 32
 - Fünfdimensionales Tetraeder 86
 - Handlungsreisender 54
 - Kodierung 10, 12, 14, 78
 - Kombinationsschlösser 24, 103
 - Koordinaten 53
 - Platonische Körper 88
 - Rucksackproblem 64
 - Summenzeichen 87
- Menüs
 - Büffet Freistaat 48
 - Landhaus 8, 12, 94
 - Landhaus Traum 12
 - Schule Edelstadt 20
- Merlin 91
- Nay 84
- Nichtorakel 71, 86, 91
- Oud 84
- Panzerabwehrlenkwaffe 74
- Papierflieger 98
- Party 7, 48, 102
- Persönlichkeitsbildung 30, 92
- PIN-Code 103
- Pulvernachweis 59
- Resonanzfrequenz 101
- Rihatsupark 72, 89
- Rockkonzert 63
- Schneidsprengung 69
- Schwingkreis 101
- Sodbrunnen 56
- Stuntshow 59
- Waffenkammer 47
- Westerncity 59
- WLAN 103
- Wochenmarkt 58

Zusammenfassung

Beim PUER INEDULIS (dem ungenießbaren Kind) handelt es sich eigentlich um eine puella, ein Mädchen von dreizehn Jahren, das mit drei anderen Kindern entführt wird, um gemästet und verkauft zu werden, also um eine moderne Hänsel- und Gretelgeschichte – könnte man meinen. In Wahrheit ist die Erzählung aber äußerst raffiniert und vielschichtig. Zuerst ist sie eine Fantasygeschichte, aber eine völlig realistische. Selbst da, wo sie irrealer Züge anzunehmen droht, schlägt sie sogleich in die Wirklichkeit um. Allerdings zerstört sich die Welt, die am meisten der unseren gleicht, im Lauf der Ereignisse selbst, und eine andere, die nur vorübergehend zugänglich ist, scheint das bessere Modell zu sein. Eine vernünftige Ernährung ist trotzdem ein aktuelles Thema, das sich durch die ganze Geschichte zieht. Eine weitere Ebene sind die zahlreichen Lehrstoffe. Man erhält nicht nur einen Einblick in einen modernen, noch keineswegs eingeführten Fremdsprachenunterricht, sondern auch eine Biologie- und eine Geschichtslektion, ebenfalls mit Essen verbunden, denn das Motto der Erzählung lautet: „Wissenschaft sollte Freude machen, Wissenschaft sollte essbar sein“. Man lernt Zahlenschlösser knacken, Türen sprengen, eine Karbidkanone bauen, Erste Hilfe leisten, Auto fahren, Feuer löschen, Papierflugzeuge falten usw. Man lernt auch einiges über Persönlichkeitsbildung, zum Beispiel, wie man Beziehungsprobleme löst und ein gutes Selbstwertgefühl entwickelt. Ein roter Faden, der sich durch die Erzählung zieht, sind die mathematischen Probleme. In jedem der zehn Kapitel gibt es eine einfache Aufgabe über ein bestimmtes Thema, nämlich Kodierung, Abzählung, Kombinatorik und mehrdimensionale Geometrie. Man lernt dabei viel über Binomialkoeffizienten und auch das Problem des Handlungsreisenden und das Rucksackproblem kommen vor, immer in den Fortgang der Geschichte eingekleidet und zwar in Form eines Chiasmus, sodass das erste Problem dem letzten, das zweite dem zweitletzten usw. entspricht. Damit ist auch die fünfte Schicht angesprochen, denn die ganze Erzählung hat eine symbolische, religiöse Bedeutung. Diese schimmert überall durch, manchmal explizit, wie in dem Nichtorakel, der dunklen Macht und den Heuschreckenkriegern oder der idealen Stadt, in welche die Völker ihre Herrlichkeit hineintragen, manchmal verhüllt wie in der Bedeutung der Personennamen, den Welten eines Erlebnisparks und im letzten, nicht aufgelösten Rätsel.